Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 69 (1891)

Artikel: Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen

Autor: Bernoulli, August

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.

Von

August Bernoulli.

69. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1891.

Basel.
Druck von J. G. Baur.
1890.

Inhaltsanzeige der frühern Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
III. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidsgenössisch. 1501.
IV. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
V. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
VI. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
VII. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
VIII. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
IX. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
X. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
XI. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation,

in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
XXIV. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
XXXIII. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
XXXV. 1857. (Arnold, Professor, W.) Rudolf von Habsburg und die Basler.

Gezeichnet v. Karl Jauslin.

Lichtdruck v. Gebr. Bossert, Basel.

KAISER FRIEDERICH II ERTHEILT DEN SCHWIZERN DIE REICHSUNMITTELBARKEIT

im Lager vor Faenza

Anno 1240.

Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.

Von

August Bernoulli.

69. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1891.

Basel.
Druck von J. G. Baur.
1890.

I. Die letzten Zäringer.

In den frühern Neujahrsblättern ist geschildert worden, wie das Land zwischen dem Jura, dem Rhein und den Alpen, also die jetzige Schweiz, noch um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung in keiner Weise ein Ganzes bildete, sondern auf zwei verschiedene Reiche vertheilt war. Die östlichen Gegenden gehörten zum deutschen Reiche, und insbesondere zum Herzogthum Schwaben, der ganze Westen hingegen zum Königreiche Burgund. Durch das Aussterben der burgundischen Könige fiel jedoch dieses Reich schon 1032 an ihre nächsten Anverwandten, nämlich an die deutschen Kaiser aus dem Geschlechte der Salier, und so standen fortan beide Reiche, wenn auch nicht unbedingt vereinigt, doch unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Als nun 1125 dieses Herrscherhaus mit Heinrich V. erlosch, und Lothar der Sachse dessen Nachfolger auf dem deutschen Throne wurde, da war der mächtigste Herr im westlichen oder burgundischen Theil unseres Landes Herzog Konrad von Zäringen. Ueber die östlichen Gegenden aber regierte Herzog Friedrich von Schwaben, vom Hause der Hohenstaufen. Der Bruder dieses Letztern, Konrad, wurde 1137 nach Lothars Tode zum König erwählt, und von dieser Zeit an blieb die Krone des deutschen wie des burgundischen Reiches für länger als ein Jahrhundert beim Hause der Hohenstaufen, deren Stammland das Herzogthum Schwaben war.

Auf König Konrad folgte 1152 sein Neffe, der thatkräftige und hochbegabte Friedrich I., der wegen seines röthlichen Bartes von den Italienern den Beinamen „Barbarossa" erhielt. Als er den Thron bestieg, hatten die meisten Großen der burgundischen Lande sich dem deutschen Reiche schon seit Jahren gänzlich entfremdet, und deshalb war es sein erstes Bestreben, das Ansehen des deutschen Königthums in diesen Gegenden wieder herzustellen. Zu diesem Zweck ernannte er Herzog Berthold IV. von Zäringen, den Sohn des 1152 verstorbenen Herzogs Konrad, zum Rector oder Statthalter über das burgundische Reich. Als solcher sollte Herzog Berthold in diesen burgundischen Landen die oberherrlichen Rechte

des deutschen Königs ausüben, so oft und so lange dieser nicht selber dort verweilen würde. Ein Feldzug, den hierauf der König mit seinem Statthalter unternahm, hatte zur Folge, daß schon 1153 die meisten burgundischen Großen die Oberhoheit des deutschen Königs wieder anerkannten. Auf dieses hin zog nun König Friedrich nach Italien, um in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, und auch dorthin folgte ihm der Herzog von Zäringen mit einer Schaar von 500 Rittern. Inzwischen aber war der mächtigste der burgundischen Großen gestorben, nämlich Graf Rainald von Hochburgund. Da er keinen Sohn hinterließ, so vererbte sich seine Grafschaft, welche das Land westlich vom Jura umfaßte und später „die Freigrafschaft" genannt wurde, auf seine Tochter Beatrix. Diese aber vermählte sich mit dem aus Italien zurückkehrenden Kaiser Friedrich, der nun als rechtmäßiger Erbe die burgundische Freigrafschaft in seinen unmittelbaren Besitz nahm. In Folge dessen fiel zunächst für diesen Theil des burgundischen Reiches die Bedeutung des Rectorates gänzlich dahin, und bald nachher beschränkte sich dieselbe überhaupt auf das Land östlich vom Jura, wo der Rector schon als Herzog von Zäringen mächtig war. Doch auch in diesem beschränkten Umfange brachte das burgundische Rectorat dem Hause Zäringen immer noch einen wesentlichen Zuwachs an Macht; denn zu diesem Amte gehörte nicht allein die Oberherrschaft über die sonstigen Grafen und Herren des Landes, sondern auch die Verwaltung und der Ertrag der Reichsgüter, welche namentlich in der Gegend westlich von der Aare sehr ausgedehnt waren.

Wie zur Kaiserkrönung, so begleitete Herzog Berthold, der Rector von Burgund, den Kaiser Friedrich auch auf seinen spätern Zügen nach Italien. In unsern Landen aber lebt sein Andenken namentlich deshalb fort, weil er eine Stadt gründete, welche später ein namhaftes Glied der Eidgenossenschaft wurde. Schon sein Vater Konrad und sein Oheim Berthold III. hatten im Breisgau, nicht fern von der zäringischen Stammburg, die Stadt Freiburg gegründet und mit wichtigen Freiheiten begabt. Ihrem Beispiele folgte Berthold IV., als er auf einer felsigen Halbinsel am linken Ufer der Saane eine neue Stadt anlegte, der er den Namen ihres älteren Vorbildes gab, und welche seither, zum Unterschied von jenem breisgauischen Freiburg, als „Freiburg im Uechtland", bezeichnet wurde. Der in tiefer Schlucht rauschende Fluß, den sie beherrscht, bildete in dortiger Gegend schon damals, wie noch heute, die Sprachgrenze, indem auf dem rechten oder östlichen Ufer die deutsche, auf dem linken oder westlichen aber die französische Sprache vorherrscht. Beide Sprachgebiete gehörten gleichmäßig zum burgundischen Rectorate; aber im westlichen, französisch sprechenden Theile gehorchte der einheimische Adel nur ungern dem vom deutschen Kaiser eingesetzten Rector, also dem Zäringer. Obgleich nun die Gesinnung dieser Barone sich unter Herzog Berthold IV. noch nicht — wie später — im offenen Aufstande kundgab, so mochte ihn doch ein gewisses Mißtrauen gegen diese Vasallen

bewegen, durch die Gründung Freiburgs sich an der Saane einen befestigten Flußübergang zu sichern. Schon 1177 war der Bau dieser Stadt nahezu vollendet, und bald nachher verlieh ihr Herzog Berthold dieselben Freiheiten und Rechte, welche das breisgauische Freiburg von seinem Vater Konrad erhalten hatte. Wie für diesen, so bedeutete auch für Berthold IV. die Förderung der Städte keineswegs eine Schmälerung seiner Macht, sondern im Gegentheil eine Vermehrung seiner Einkünfte. Denn nach dem freiburgischen Stadtrechte blieben die Bürger nach wie vor des Herzogs Unterthanen, und wo der Grund und Boden der Stadt sein eigen war, wie in beiden Freiburg, da bezog er von jeder Hofstatt, auf welcher ein Bürger sein Haus erbaute, alljährlich einen Grund- oder Lehenzins. Hingegen war es die Bürgerschaft, welche den Rath und dessen Vorsteher, den Schultheissen, selber zu erwählen hatte, und in dieser Bestimmung des freiburgischen Stadtrechts lag der Keim, aus welchem später die städtische Freiheit erblühte.

Was Herzog Berthold IV., der Gründer Freiburgs, vorausgesehen hatte, das geschah unter seinem Sohne Berthold V., der ihm 1186 in der Regierung folgte. Denn im Jahre 1190, während Kaiser Friedrich im fernen Osten mit den Sarazenen kämpfte und in den Wellen des Flusses Selef den Tod fand, erhob sich im westlichen, französisch sprechenden Theile des burgundischen Rectorats der gesammte Adel gegen den Zäringer. Sofort sammelte Herzog Berthold in den treu gebliebenen deutschen Gegenden ein Heer, und von Burgdorf aus, das er später zur Stadt erhob, zog er zuerst bei Aarberg über die Aare und dann südwärts, bis er nicht fern von den Trümmern des alten Aventicum auf die Schaaren der Aufständischen stieß. In einer blutigen Schlacht besiegte er sie gänzlich und machte viele Gefangene, unter denen er die Schuldigsten hinrichten ließ, während die übrigen gefesselt nach Burgdorf geführt wurden.

Durch diesen Sieg war im Westen des Landes die Empörung erstickt. Aber auch in dem sonst treu gebliebenen deutschen Theile des Rectorates hatten verschiedene Freiherren, welche in den Alpenthälern des Oberlandes ihre Burgen und Güter hatten, den Aufständischen sich angeschlossen. Bei der vorgerückten Jahreszeit schien ein sofortiger Angriff auf diese unwegsamen Gegenden nicht rathsam Sobald aber 1191 der Frühling begann, drang Herzog Berthold bis tief in's Oberland hinein, und am 12. April — es war der Charfreitag — kam es im Thale von Grindelwald zum entscheidenden Treffen, in welchem die aufständischen Edelleute gänzlich unterlagen. Nach diesem neuen Siege soll Berthold sogar versucht haben, über den Gemmipaß hinüber in's Wallis zu dringen, weil von dorther die Empörer waren unterstützt worden. Jedoch die Walliser waren auf ihrer Hut, und der Anschlag mißlang gänzlich.

Noch in demselben Jahre 1191, in welchem die Empörung des oberländischen Adels unterdrückt wurde, gründete auch Berthold V., dem Beispiel seines Vaters folgend, im

Gebiete des burgundischen Rectorats eine neue Stadt. Sein nächster Zweck war eine direkte Verbindung zwischen Burgdorf und Freiburg, und hiezu bedurfte es eines gesicherten Uebergangs über die Aare; denn über diesen Fluß führte damals zwischen Thun und Aarberg noch keine einzige Brücke. Nun bildet die Aare gerade in jener Gegend, wo sie den nächsten Weg zwischen Burgdorf und Freiburg durchschneidet, auf ihrem linken Ufer eine längliche, auf steilem Abhang sich erhebende Halbinsel, und dieser schon von der Natur befestigte Ort war es, den Herzog Berthold zu seiner Gründung wählte. Die weitere Umgebung war schon längst durch mehrere Dörfer wohl angebaut. Die Halbinsel selbst aber war mit einem mächtigen Eichenwalde bedeckt, und nur auf ihrem äußersten Ende erhob sich von Alters her eine einsame Burg, die Nideck genannt. Diese Burg sammt dem Walde war nicht zäringisches Eigenthum, sondern Reichsgut; doch als Rector von Burgund hatte Herzog Berthold das Recht, über diesen Platz zu verfügen und ihn zur künftigen Stadt zu bestimmen. Gerade dieser Umstand aber, daß seine Gründung nicht auf zäringischem Grund und Boden sich erhob, war die Ursache ihrer spätern Reichsfreiheit.

Herzog Berthold verlieh der neuen Stadt dieselben Rechte, wie sie einst sein Vater und Großvater den beiden Städten Freiburg gegeben hatten; wie aber sollte er sie nennen? Im zäringischen Hause lebte aus alter Zeit noch die Erinnerung fort, daß einst ein Zäringer — es war Hermann, der Bruder von Bertholds V. Urgroßvater — im Namen des deutschen Kaisers als Markgraf über Verona geherrscht habe. Diese Stadt, zu deutsch „Bern" genannt, war weit und breit bekannt in deutschen Landen; denn dort hatte in grauer Vorzeit der Heldenkönig Theodorich oder Dietrich gehaust, von dessen Thaten die alten Lieder erzählten, die man noch überall singen hörte. Die Erinnerung an diesen vielgepriesenen Helden erschien dem Herzog als eine gute Vorbedeutung für das Wesen der künftigen Stadt, und deshalb nannte er sie Bern. Er hatte nicht Unrecht; denn zu diesem Namen, der an den größten Helden der Vorzeit erinnerte, stimmten in der Folgezeit auch die Thaten derer, welche diese Stadt bewohnten.

Während Herzog Berthold Bern gründete, wurde Heinrich VI., der Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrichs I., in Rom zum Kaiser gekrönt. Durch seine Gemahlin Constanze, die einzige Tochter des letzten Normannenkönigs von Sicilien, wurde Heinrich der Erbe dieses Königreichs, welches den ganzen Süden von Italien umfaßte. Die reichlichen Hilfsquellen dieses Landes verschafften seinem neuen Beherrscher die Mittel, das deutsche Kaiserthum auf die höchste Stufe des Glanzes zu erheben. Aber schon 1197 starb Heinrich in Sicilien am Fieber, und da sein Sohn Friedrich noch ein Kind war, so erwählte die Mehrheit der Reichsfürsten zum deutschen Könige nicht diesen, sondern Heinrichs Bruder, Herzog Philipp von Schwaben. Doch diese Wahl erfolgte keineswegs einstimmig; denn unter der Führung des Erzbischofs von Cöln hatte sich eine Anzahl

deutscher Fürsten vereinigt, welche keinen Hohenstaufen mehr auf dem Throne sehen wollten. Diese Partei richtete ihre Blicke auf Herzog Berthold von Zäringen, und zwar namentlich deshalb, weil er für einen der reichsten Fürsten des Reiches galt, und weil sie hofften, daß er mit großen Geldsummen ihre Wahlstimmen erkaufen werde. Wirklich ließ Berthold sich bereden, auf diesen schnöden Handel um die deutsche Krone einzugehen, und zahlte an verschiedene Fürsten bedeutende Summen. Als aber dennoch seine Wahl sich fort und fort verzögerte, und immer neue Geldbegehren an ihn gelangten, da wurde er des endlosen Zahlens müde, brach die Verhandlungen ab und söhnte sich mit König Philipp aus. Dieser nämlich verlieh ihm dafür die Reichsvogtei über Schaffhausen und versprach ihm zugleich eine schöne Summe Geldes, für welche er ihm die Stadt Breisach als Unterpfand versetzte.

Mit diesem seinem Verzicht auf die deutsche Krone konnte jedoch Herzog Berthold nicht verhindern, daß jene den Hohenstaufen feindlich gesinnten Fürsten nun einen andern Gegenkönig erwählten, nämlich Herzog Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen und Neffen des Königs Richard Löwenherz von England. Aus dieser Wahl entstanden langjährige und blutige Kriege, bis König Philipp 1208 zu Bamberg durch Mörderhand fiel. Da er keinen Sohn hinterließ, so wurde nun Otto von allen Fürsten des Reiches als König anerkannt, und da er sich überdieß mit Philipps Tochter vermählte, so nahm er als dessen Erbe auch das Herzogthum Schwaben in Besitz. Sein hochfahrendes und barsches Wesen war jedoch nicht geeignet, ihm die Zuneigung der Schwaben zu erwerben; denn bei diesen stand die Leutseligkeit König Philipps noch in frischester Erinnerung. Sie faßten daher eine Abneigung gegen „den Sachsen", wie sie ihn nannten, und sahen es gerne, als er ihr Land wieder verließ, um über die Alpen zu ziehen und in Rom die Kaiserkrone zu empfangen.

Während Ottos mehrjährigem Verbleiben in Italien erhob sich in unsern Landen zwischen Herzog Berthold von Zäringen und Graf Thomas von Savoyen ein Krieg, von dessen Verlauf jedoch nichts Sicheres bekannt ist, als daß er im October 1211 durch einen Friedensschluß beendigt wurde. Mit diesem Kriege aber hing wohl ein Zug zusammen, welchen Herzog Berthold in demselben Jahre 1211 in's Wallis unternahm. Durch das Haslithal und über die Grimsel ziehend, erschien er unversehens im obern Rhonethal, wo er jedoch beim Dorfe Ulrichen von den Wallisern geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurde.

In Italien hatte inzwischen Otto, nachdem er Kaiser geworden, das Königreich Sicilien angegriffen, wo der junge König Friedrich II., Kaiser Heinrichs VI. Sohn, unter päpstlicher Obhut und Vormundschaft heranwuchs. Dadurch aber verfeindete er sich mit Papst Innocenz III., seinem frühern Gönner, so daß dieser nun über ihn den Bann verhängte und die deutschen Fürsten aufforderte, statt seiner einen andern König zu wählen

und zwar „einen jüngern“. Es war nicht schwer zu errathen, wer mit diesem „jüngern“ gemeint sei, und bald traten zu Nürnberg einige Fürsten zusammen, welche beschlossen, statt des gebannten Otto dem jungen König Friedrich von Sicilien, dem einzigen Sprößling des hohenstaufischen Kaiserhauses, die deutsche Krone anzutragen. Als Otto dieses erfuhr, eilte er 1212 aus dem Süden Italiens zurück nach Deutschland; aber wenige Monate nach ihm erschien auch Friedrich diesseits der Alpen, und zwar in Chur, wohin er, das Gebirge überschreitend, mit geringem Gefolge gelangt war. Von dieser Stadt, deren Bischof ihn freudig aufnahm und sich ihm anschloß, zog Friedrich unter täglich wachsender Begleitung weiter bis nach Constanz. Auch hier wurden ihm die Thore geöffnet, indeß auf dem jenseitigen Rheinufer die Schaaren Ottos standen, denen der Zugang zur Stadt verschlossen blieb. Dem linken Ufer des Rheins entlang, über welchen damals von Constanz abwärts keine einzige Brücke führte, zog nun Friedrich zunächst nach Basel, wo Bischof Lütold schon längst für ihn Partei ergriffen hatte. Unterwegs aber schlossen sich ihm die meisten Grafen und Herren unseres Landes an, vor allen Graf Rudolf „der Alte“ von Habsburg mit seinen beiden Söhnen, so daß Friedrich von Basel aus schon mit einer ansehnlichen Streitmacht weiter rheinabwärts ziehen konnte. Bald nachher erreichte er Frankfurt, wo die Reichsfürsten, unter denen auch der Herzog von Zäringen nicht fehlte, ihn förmlich zum deutschen König erwählten. Als nun Otto bald nachher in den Krieg seines Oheims, König Johanns von England, gegen den König von Frankreich verwickelt wurde und durch diesen 1214 bei Bouvines eine schwere Niederlage erlitt, da war fortan seine Macht auch in Deutschland gebrochen, wiewohl er bis 1218 in seinen Erblanden noch fortlebte.

Friedrich II. war nun im ganzen Reiche das anerkannte Oberhaupt. Seine Stellung als König, den Fürsten gegenüber, war jedoch nicht mehr dieselbe, wie sie noch unter seinem Vater Heinrich VI. gewesen war. Schon der zehnjährige Thronstreit zwischen Philipp und Otto hatte das Ansehen und die Macht des Königthums tief erschüttert. Friedrich selber aber, der ohne Heer nach Deutschland gekommen war, verdankte seine Erhebung ganz und gar den Reichsfürsten, ohne deren thatkräftige Unterstützung er wohl niemals über Otto gesiegt hätte. Von Anfang an sah er sich daher genöthigt, in seinen Anordnungen und Beschlüssen ihre Wünsche zu berücksichtigen und ihnen nach und nach allerlei Rechte einzuräumen, durch welche für die Folgezeit die fürstliche Macht erhöht, die königliche aber eingeschränkt wurde. Mehr noch als früher betrachteten sich daher von jetzt an die Fürsten in ihren Gebieten als die eigentlichen und unbedingten Landesherren, über welche der König oder Kaiser nur noch eine sehr bedingte und beschränkte Oberhoheit auszuüben hatte.

Ein solcher Fürst und Landesherr war in unsern Gegenden Berthold von Zäringen,

und die Hoffnung schien nicht unberechtigt, daß die verschiedenen Gebiete, die er theils als Herzog von Zäringen, theils als Rector von Burgund beherrschte, sich ungetheilt auf seine Nachkommen vererben würden. Da starben 1217 zu Solothurn schnell nach einander seine beiden Söhne, und er selber — nunmehr der letzte seines Stammes — folgte ihnen schon im Februar 1218 im Tode nach. Im Chore des Münsters zu Freiburg im Breisgau wurde er bestattet, und sein Schild und Helm wurden ihm mit in's Grab gegeben, zum Zeichen, daß sein Geschlecht nunmehr erloschen sei.

II. Die Zeiten Kaiser Friedrichs II. und die erste Erhebung der Waldstädte.

Mit dem Aussterben der Herzoge von Zäringen sank auch das Fürstenthum dahin, welches diese Machthaber in unsern Landen gegründet und bisher mit fester Hand zusammengehalten hatten. Denn alle jene Güter und Rechte, welche die Zäringer vom Reiche zu Lehen trugen, fielen jetzt wieder zurück an den König. Diejenigen Besitzungen hingegen, welche ihr freies Eigenthum waren, vererbten sich auf Herzog Bertholds zwei Schwestern, die mit den Grafen Egon von Urach und Ulrich von Kiburg vermählt waren. Diese nun theilten sich in das Erbe so, daß der Graf von Urach die zäringischen Stammgüter im Breisgau erhielt, der Graf von Kiburg hingegen die Besitzungen in Burgund, also namentlich alles Land an der Aare, von Thun bis hinab in's Oberaargau. Neben diesen beiden Grafen aber erschien König Friedrich, der Vertreter des Reiches, gleichsam als dritter Erbe; denn aus der zäringischen Hinterlassenschaft zog er alles, was sich irgendwie als Reichsgut nachweisen ließ, wieder an sich, zu des Reiches Handen. Diese Verfügung betraf namentlich alle Städte und Städtchen, deren Grund und Boden dem Reiche gehörte, also Bern, Solothurn, Murten und andere mehr, aber ebenso auch Zürich und Schaffhausen, über welche Herzog Berthold nur als Reichsvogt geherrscht hatte. Freiburg im Uechtland hingegen, das auf zäringischem Grundeigenthum erbaut war, ging an den Grafen von Kiburg über. Alle die Städte aber, welche König Friedrich an's Reich zog, standen fortan unmittelbar unter dem König, als dem Oberhaupte des Reiches, und diese ihre neue Stellung wurde der Grundstein ihrer künftigen Freiheit. Das wichtigste Amt jedoch, welches die Zäringer vom Reiche empfangen hatten, war das Rectorat von Burgund. Auch dieses zog König Friedrich wieder an sich, indem er es seinem noch unmündigen Sohne Heinrich verlieh, den er schon früher mit dem Herzogthum Schwaben belehnt hatte. Die Vereinigung dieser beiden Aemter hatte zur Folge, daß der westliche oder burgundische Theil unseres

Landes, welcher bisher den Zäringern gehorcht hatte, nunmehr unter demselben Fürsten stand wie der östliche oder schwäbische; denn hier wie dort regierte fortan nur noch das hohenstaufische Königshaus, also König Friedrich und sein Sohn.

Wie in Schwaben schon seit längerer Zeit die herzogliche Gewalt durch den König ausgeübt wurde, so ging jetzt auch im burgundischen Theil unseres Landes die fürstliche Zwischengewalt des Rectorats in derjenigen des Königs auf. Unmittelbar unter dem Könige standen also fortan nicht nur die reichsfreien Bischöfe und Aebte, sammt den Reichsstädten, sondern auch alle die Grafen und Herren, welche bisher dem Herzog oder dem Rector von Burgund gehorcht hatten. Diese Grafen waren ursprünglich die Vorsteher der einzelnen Gaue, und als solche führten sie den Vorsitz an den Landgerichten, sowie auch den Oberbefehl über die Kriegsmacht des Gaues. Diese ihre Amtsgewalt war jedoch im Laufe der Zeit vielfach beschränkt worden, zuerst durch die Reichsfreiheit der Bischöfe und der Klöster, sodann aber auch dadurch, daß einzelne mächtige und reiche Freiherren gleichfalls zu Grafen erhoben wurden, weshalb ihre Besitzungen fortan besondere Grafschaften bildeten. Das Gebiet eines solchen Grafen oder Freiherrn war meist sehr ausgedehnt, so daß es viele Dörfer und Burgen, und oft auch kleine Städtchen umfaßte. Von all diesen Gütern aber behielt der Graf nur einen Theil in eigener Verwaltung; das übrige verlieh er an Edelleute, von welchen jeder ihm dafür zu Kriegsdienst verpflichtet war, also sein Vasall wurde. Auf diesen Gütern und diesen Vasallen beruhte daher die Macht der Grafen, und wenn sie überdieß noch das Grafenamt oder die „Landgrafschaft“ in einem oder in mehreren Gauen hatten, so konnten die damit verbundenen Rechte und Einkünfte ihr Ansehen und ihre Macht nur erhöhen. Jedoch nannten sich die Grafen schon längst nicht mehr nach ihren Gauen, wo sie etwa an uralten Gerichtstätten unter freiem Himmel noch Gericht hielten, sondern vielmehr nach ihren hochgelegenen und weithin sichtbaren Stammburgen, wo sie als Herrscher thronten und stolz auf das offene Land herabschauten, das ringsum zu ihren Füßen lag.

Einer der mächtigsten Grafen unseres Landes war Ulrich von Kiburg, dessen alte Stammburg an der Töß, nicht fern von Winterthur, noch jetzt in das weite Land hinausschaut, das ihm einst gehorchte. Von seinen Vorfahren her war er Landgraf im Thurgau, und ebenso gehörte ihm Zug, und im Aargau die stattliche Lenzburg, einst der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts. Zu dem allem aber besaß er jetzt aus der zäringischen Erbschaft noch ein beträchtliches Gebiet an der Aare, welches Thun und Burgdorf umfaßte, und überdieß Freiburg im Uechtland. Um sich diese neuen Besitzungen zu sichern, schloß Graf Ulrich Freundschaft mit dem Grafen Thomas von Savoyen, dessen Besitzungen in der Waadt bis nach Moudon reichten, und verlobte seinen Sohn Hartmann mit der Tochter dieses Grafen. Seine eigene Tochter Hedwig hingegen war schon früher vermählt

mit Albrecht, dem Sohne des alten Grafen Rudolf von Habsburg. Dieses Grafenhaus, dessen Ursprung im vorigen Neujahrsblatt erzählt wurde, hatte damals die Landgrafschaft im obern Elsaß, im Aargau und im Zürichgau, und in allen drei Gauen war es auch begütert. Am ausgedehntesten jedoch waren diese habsburgischen Besitzungen im Aargau, wo die Stammburg lag, und wo sie auch Städtchen umfaßte wie Brugg, Sursee, Sempach und andere mehr. Der Aargau und der Zürichgau, durch die Reuß geschieden, reichten südwärts beide bis an den Vierwaldstädtersee, und der Zürichgau noch darüber hinaus, bis an die schneebedeckten Spitzen der Alpen. Bis in die stillen Thäler, welche diesen See umgeben, reichte somit die Gewalt des Grafen von Habsburg.

Aber die Herrschaftsrechte, welche der alte Graf Rudolf in diesem entlegensten Theile seines Machtbereiches ausübte, waren in den einzelnen Thälern sehr ungleich. In den beiden Thälern westlich vom See, deren Mittelpunkte die Dörfer Sarnen und Stans bildeten, besaß er ausgedehnte Güter; der sonstige Grundbesitz in diesen Thälern aber vertheilte sich auf verschiedene auswärtige Klöster, auf einige einheimische Edelleute, sowie auch auf eine nicht geringe Zahl freier Landleute. Solche freie Bauern, welche übrigens dem Landgrafen die Vogtsteuer zahlten, gab es auch noch an andern Orten unseres Landes, so namentlich im nördlichen Zürichgau; und umgekehrt gehörte auch in diesen Thälern, wie anderswo, die Mehrzahl der Bewohner dem Stande der Hörigen oder Leibeigenen an, welche die Güter ihrer Herren bebauten, d. h. der Klöster und des Adels. Unter dem Adel dieser Thäler aber gab es auch solche, welche Güter der Grafen von Habsburg zu Lehen trugen, und zu diesen habsburgischen Vasallen gehörten unter andern auch die Edeln von Winkelried. So war denn Graf Rudolf hier unbestritten der mächtigste Herr im Lande, und nur der oberste Theil des Thales von Stans, wo am Fuße des Titlis das reichsfreie Kloster Engelberg sich erhob, war von der landgräflichen Gewalt befreit.

Aehnliche Verhältnisse, wie zu Sarnen und zu Stans, herrschten auch östlich vom See, im Thale Schwyz. Auch hier nämlich bebauten Leibeigene die Güter, welche theils dem Grafen von Habsburg, theils verschiedenen Klöstern gehörten. Aber die freien Bauern, welche nur dem Landgrafen die Vogtsteuer zahlten, waren hier viel zahlreicher als drüben zu Stans, und ihnen gehörte auch ein größerer Theil des Grundes und Bodens. Der wesentlichste Vorzug jedoch, den die Schwyzer vor ihren Nachbarn jenseits des Sees hatten, bestand wohl in dem gemeinsamen Antheil aller Grundbesitzer des Thales an der Allmende, d. h. an den gemeinsamen Alpweiden. Während an andern Orten jedes Dorf seine besondere Allmende hatte, verband in Schwyz dieser gemeinsame Besitz die Bewohner des ganzen Thales zu einer einzigen großen Gemeinde. Zu dieser aber gehörten nicht nur die freien Bauern, sondern auch die Hörigen der herrschaftlichen Güter, als Mitbenützer der gemeinsamen Weide. Diese Thalgemeinde umfaßte übrigens nur das Thal der Muota,

welches bei Schwyz sich westwärts gegen Steinen zu einer kleinen Ebene erweitert und bei Brunnen den See berührt. Die benachbarten Dörfer hingegen, wie Gersau und Arth, gehörten nicht dazu, und noch viel weniger das nördlich angrenzerde Gebiet des Gotteshauses Einsiedeln. Denn gerade wegen ihrer Allmende hatten die Schwyzer mit diesem Kloster von Alters her häufigen Streit. Schon seit Jahrhunderten hatten sie nämlich die Höhe des Gebirges überschritten, welche ihr Thal von demjenigen von Einsiedeln trennte, und hatten von den jenseitigen Abhängen Besitz genommen, um ihr Vieh dort zu weiden. Zu wiederholten Malen hatten früher die Kaiser den streitigen Boden dem Kloster zugesprochen; aber der alte Hader war je und je wieder auf's neue ausgebrochen, und noch in jüngster Zeit (1217) hatte der Graf von Habsburg in dieser Sache als Landgraf einen Spruch gefällt, welcher für die Schwyzer günstig lautete. Der lange Streit aber, der die ganze Thalgenossenschaft berührte, hatte mächtig dazu beigetragen, bei allen Bewohnern des Thales ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu entwickeln, und dieses bildete ihre Stärke.

Wie im Norden an das Kloster Einsiedeln, so gränzte Schwyz im Süden an den entlegensten Theil des ganzen Zürichgaues, an das Thal von Uri. Wohl mochte die Sage Recht haben, welche behauptete, daß unter allen Bewohnern dieser Gegenden die Urner die Letzten waren, welche das Christenthum annahmen. Aber schon seit dem IX. Jahrhundert gehörte ein großer Theil des Thales dem Nonnenkloster Fraumünster in Zürich, und neben diesem waren nicht nur verschiedene Edelleute begütert, wie z. B. die Freiherren von Attinghausen, sondern auch freie Bauern. Wie in Schwyz, so bildeten auch hier die Bewohner des ganzen Thales, die Freien und die Hörigen, zur Benützung der Allmende eine einzige große Thalgemeinde. Weil aber der größte Theil des Bodens dem reichsfreien Fraumünster in Zürich angehörte, so war von Alters her das ganze Thal von der landgräflichen Gewalt befreit und stand unter dem Reichsvogte von Zürich, also bis 1218 unter Herzog Berthold von Zäringen; es lag also Uri noch außerhalb des habsburgischen Machtbereiches. Als nun aber König Friedrich nach dem Erlöschen der Zäringer die Reichsvogtei über Zürich wieder an sich zog, da gewährte er dem Grafen Rudolf seine Bitte und verlieh ihm die erledigte Vogtei, zwar nicht über Zürich und das Fraumünster, aber doch über das Ländchen Uri.

So umschloß denn fortan die habsburgische Macht den ganzen Vierwaldstättersee und reichte auch das Thal der Reuß hinauf bis zu den Schöllenen, wo die steilen Felswände der beidseitigen Berge so nahe zusammentreten, daß sie kaum noch Raum lassen für den reißenden Strom, dessen schäumende Fluth über Steingetrümmer donnernd hinabstürzt. Diese Felsenwüste, wo die Natur dem Menschen ein unerbittliches Halt zu rufen schien, bildete damals die Grenze, nicht nur für das Land Uri und seinen Reichsvogt, sondern überhaupt für die deutsche Zunge. Denn jenseits dieser Felsen, in dem einsamen

Alpenthale Orsera oder Ursern, herrschte die rhätische oder romanische Sprache. Von dort aus führte wohl ein Saumweg über die Oberalp nach Rhätien, und vielleicht auch über den Gotthardpaß nach Italien. Aber der Engpaß zwischen Uri und Ursern, durch die Schöllenen, war für Saumthiere noch nicht gangbar, sondern höchstens für rüstige Fußgänger. Es diente somit der Gotthard damals noch weder als Handelsweg, noch als Heerstraße, sondern meist nur für Pilger. Das Thal Uri hatte daher für die Verbindung zwischen Deutschland und Italien noch keine Bedeutung, als König Friedrich, nach dem Tode des letzten Zäringers, die Reichsvogtei über dasselbe dem Grafen von Habsburg verlieh.

Nicht lange nach dieser Verleihung rüstete sich König Friedrich, um wieder nach Italien zu ziehen. Denn außer der Kaiserkrone, welche in Rom seiner wartete, erforderte namentlich der Zustand seines sicilischen Reiches, wo gefährliche Empörungen drohten, sein längeres Verbleiben in diesem Lande. Er sah daher eine langjährige Abwesenheit von Deutschland voraus, und deshalb wurde sein Sohn Heinrich, der neue Herzog von Schwaben und Rector von Burgund, schon jetzt zum voraus zum deutschen König erwählt. Doch wurden ihm, seines jugendlichen Alters wegen, noch einige vertraute Rathgeber seines Vaters beigegeben, welche in seinem Namen die Regierung führen sollten, bis er nach einigen Jahren selber im Stande sein würde, als König unter der Oberhoheit des Kaisers das deutsche Reich zu regieren. Sobald nun diese vormundschaftliche Regierung eingesetzt war, verließ Friedrich den deutschen Boden, den er erst nach langen Jahren wieder betreten sollte.

Indeß nun Friedrich in Italien verweilte, wo er zwar Kaiser wurde, aber mit verschiedenen Feinden und Gegnern auch viele und schwere Kämpfe zu bestehen hatte, wuchs in Deutschland der junge König Heinrich heran und nahm die Regierung des Reiches, welche bisher seine vormundschaftlichen Rathgeber geführt hatten, mehr und mehr in seine eigene Hand. Er vermochte es jedoch nicht zu verhindern, daß bald da bald dort zwischen einzelnen Gliedern des Reiches blutige Fehden ausbrachen. Eine solche entspann sich 1227 im Elsaß, zwischen dem streitbaren Bischof Berthold von Straßburg und dem Grafen Ludwig von Pfirt, der mit den elsässischen Reichsstädten sich verbündete und überdieß bei König Heinrich in großen Gunsten stand. Doch diese persönliche Gunst des jungen Königs half dem Grafen wenig, als es am 8. Juni 1228 bei Blodelsheim, wohl 9 Wegstunden unterhalb Basel, zum entscheidenden Treffen kam. Denn der Bischof, dessen Schaaren der in seinen Diensten stehende Graf Albrecht von Habsburg führte, behauptete siegreich das Feld, so daß der Graf von Pfirt sammt den Reichsstädten eine schwere Niederlage erlitt. Dieser Ausgang des Kampfes verdroß den König Heinrich sehr, und als er erfuhr, daß der Graf von Habsburg es gewesen, der den Feind zum Siege geführt, da

richtete sich gegen diesen sein bleibender Zorn. Als nun schließlich 1230 mit dem Bischof Friede geschlossen wurde, da hatte der alte Graf Rudolf von Habsburg, Graf Albrechts Vater, noch immer große Mühe, bis es ihm gelang seinem Sohne die Gnade des jungen Königs wieder zu erwerben. Zu den Opfern, welche er zu diesem Zwecke brachte, gehörte auch der Verzicht auf die Reichsvogtei über Uri. Nun sind allerdings die Gründe unbekannt, welche König Heinrich bewogen, gerade diese Bedingung zu stellen. Vielleicht war es seine Absicht, den Gotthardpaß, der als Fußweg damals mehr und mehr bekannt wurde, auch für Saumthiere — also für den Handel — gangbar zu machen und sich alsdann die Errichtung eines Reichszolles vorzubehalten — was jedoch erst in viel späterer Zeit zur Ausführung gelangte. Jedenfalls aber ist es sicher, daß der Graf von Habsburg auf diese Reichsvogtei verzichtete, und daß König Heinrich am 26. Mai 1231 zu Hagenau im Elsaß „allen Männern des Thales Uri" einen Freibrief ausstellte. Indem er sie ausdrücklich von der Gewalt des Grafen Rudolf von Habsburg befreite, versprach er ihnen durch diesen Brief, für immer sie unmittelbar beim Reiche zu behalten. Kraft dieser Urkunde war das Thal fortan reichsfrei und hatte keinen andern Gebieter mehr über sich als das Oberhaupt des Reiches.

Schon im folgenden Jahre starb Graf Rudolf der Alte von Habsburg, und nun theilten seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, die väterliche Hinterlassenschaft. Albrecht, als der ältere, erhielt vorweg die habsburgischen Stammgüter, sammt den sonstigen Besitzungen im Aargau; Rudolf hingegen, zum Unterschied von seinem Vater „der Schweigsame" genannt, empfieng alle Güter und Rechte, welche dieser im Zürichgau besessen hatte, also auch die Landgrafschaft, sammt allem habsburgischen Besitzthum in den Waldstädten. Das Haus Habsburg theilte sich somit seit 1232 in zwei Linien, nämlich in eine ältere und eine jüngere. Die Regierung König Heinrichs aber, welchem Uri seinen Freibrief verdankte, nahm schon nach wenigen Jahren ein Ende mit Schrecken, indem Kaiser Friedrich erfuhr, daß dieser sein Sohn eine Empörung gegen ihn vorbereite. Sofort eilte der Kaiser nach Deutschland, nahm den ungerathenen Sohn gefangen und sandte ihn nach Italien, wo er in der Gefangenschaft nach einigen Jahren starb. In Deutschland aber wurde an seiner Stelle Friedrichs zweiter Sohn Konrad zum König erwählt, indeß der Vater 1237 wieder nach Italien zurückkehrte. Hier führte Friedrich mit den lombardischen Städten, die sich gegen ihn empört hatten, einen anfänglich siegreichen, später jedoch unglücklichen Krieg, und gleichzeitig gerieth er mit Papst Gregor IX. in solchen Streit, daß dieser ihn 1239 mit dem Bann belegte.

Der päpstliche Bannfluch bedeutete nichts geringeres als den Ausschluß des Gebannten aus der christlichen Kirche, und mithin auch die Aufhebung jeglicher Pflicht des Gehorsams gegen ihn. Es konnte jedoch Niemand wissen, wie bald vielleicht der

Papst sich mit dem Kaiser wieder aussöhnen und den Bann aufheben werde. Diese Maßregel machte daher vorläufig nur geringen Eindruck, und die meisten Anhänger des Kaisers blieben ihm treu wie bisher. Immerhin fehlte es auch nicht an solchen, welche es rathsam fanden, dem Gebannten gegenüber schon jetzt eine vorsichtig abwartende Stellung einzunehmen und sich vorläufig von ihm zurückzuziehen. So kehrte auch Graf Rudolf der Schweigsame von Habsburg, der mit dem Kaiser 1237 nach Italien gezogen war, schon 1239 unter irgendwelchem Vorwande nach der Heimat zurück. Kaiser Friedrich aber fuhr unerschrocken fort, mit wechselndem Glücke für seine Sache zu kämpfen. Im Sommer 1240 sammelte er in seinem sicilischen Königreich ein neues, aus Italienern, Deutschen und Sarazenen gebildetes Heer, und mit diesem erschien er schon im August vor Ravenna und zwang diese Stadt zur Uebergabe. Härteren Widerstand fand er vor dem wohlbefestigten Faenza, dessen Bürger sich auf's äußerste vertheidigten. Den ganzen Winter über harrte er mit seinem Heere hier aus, bis zuletzt der Hunger die Belagerten nöthigte, im April 1241 dem Sieger die Thore zu öffnen.

Mitten in dieser achtmonatlichen Belagerung, im December 1240, erschien im kaiserlichen Lager, an der Spitze einer Schaar von Freiwilligen, eine Gesandtschaft aus dem Thale Schwyz. Schon seit Jahren standen die Bewohner dieses Thales auf gespanntem Fuße mit Graf Rudolf von Habsburg, dem Landgrafen des Zürichgaues, und beneideten deshalb ihre Nachbarn von Uri, welche unter keinem Landgrafen standen, sondern unmittelbar zum Reiche gehörten. Sie hatten auch wohl bemerkt, daß das Verhältniß Graf Rudolfs zum Kaiser nicht mehr dasselbe war wie früher, und deshalb gelangten sie jetzt an Letztern mit der Bitte: er möge sie unter seine und des Reiches unmittelbare Herrschaft nehmen, also von der Gewalt des Grafen von Habsburg befreien, wie ihre Nachbarn von Uri. Diese Bitte konnte der Kaiser — in seiner damaligen Lage — den Männern von Schwyz nicht wohl abschlagen; aber auch den Grafen Rudolf, den er mit der Zeit wieder an sich zu ziehen hoffte, wollte er nicht den Schwyzern zu Liebe sich völlig entfremden. Er ließ daher „den gesammten Männern des Thales in Schwyz" einen lateinischen Brief ausstellen mit der Zusicherung, daß er sie in seinen besondern Schutz nehme und sie niemals aus seiner und des Reiches Herrschaft entfremden werde. Hingegen vermied er es, wohl absichtlich, die Loslösung des Thales von der Landgrafschaft des Habsburgers klar und bestimmt auszusprechen, wie dieß im Briefe von 1231 für Uri geschehen war. Die Rechte des Grafen Rudolf waren also durch diesen Brief nicht förmlich aufgehoben, und wenn hierüber zwischen ihm und den Schwyzern Streit entstand, so konnte der Kaiser noch immer — wenn er wollte — zu Gunsten des Grafen entscheiden. Die Boten der Schwyzer jedoch hielten sich an das, was sie im Briefe lasen, und dieses, durch das kaiserliche Siegel bekräftigt, erschien ihnen als ein vollgiltiges Zeugniß, um fortan ihre Reichsfreiheit dem

Grafen gegenüber geltend zu machen. Frohen Muthes zogen sie daher mit ihrem Briefe heimwärts, indeß die Freiwilligen beim Kaiser blieben, bis Faenza bezwungen war.

Der Brief, den die Boten heimbrachten, wurde in Schwyz vor allem dahin ausgelegt, daß die beträchtliche Vogtsteuer, welche der Landgraf bisher alljährlich von den freien Bauern des Thales bezogen hatte, fortan aufgehoben sei. Die Steuer wurde daher schon für 1241 verweigert, und das war für den Grafen von Habsburg eine empfindliche Einbuße. Als nun überdieß im Spätsommer dieses Jahres die Kunde sich verbreitete, daß Papst Gregor IX. gestorben sei, und daß der Kaiser nach einander mehrere glänzende Siege erfochten habe und jetzt sein Heer entlasse, da entschloß sich Graf Rudolf nach Italien zu ziehen, um sich bei Friedrich wo möglich wieder in Gunst zu setzen und einen Entscheid gegen die Schwyzer auszuwirken. Nach langer Reise erreichte er den Kaiser im Frühjahr 1242 im fernen Süden, in Capua, und fand dort günstige Aufnahme. Den Entscheid, welchen nun Friedrich in Betreff der Schwyzer und ihres Briefes fällte, kennen wir zwar nicht; doch lautete er jedenfalls nicht zu Gunsten der Schwyzer. Denn als der Graf mit der kaiserlichen Erklärung in die Heimat zurückkehrte, fanden die Thalleute es rathsam, auf weitern Widerstand zu verzichten und die streitige Steuer zu entrichten. Für jetzt also hatte der kaiserliche Freibrief so viel als gar keine Bedeutung; aber die Schwyzer hofften auf bessere Zeiten, und deshalb blieb das besiegelte Pergament in sorgfältiger Verwahrung.

Inzwischen lastete auf Kaiser Friedrich, der durch den Tod Gregors IX. von seinem größten Gegner befreit schien, noch immer der Bann, welchen dieser über ihn verhängt hatte. Aber so sehr der Kaiser wünschte, daß ein neuer, ihm günstig gesinnter Papst erwählt würde, so vergingen doch über anderthalb Jahre, bis die Kardinäle 1243 über eine Neuwahl sich einigten. Der Gewählte, der dem genuesischen Geschlechte Fiesco entstammte, aber als Papst den Namen Innocenz IV. annahm, trat bald in Unterhandlungen mit dem Kaiser, zur Beilegung der vielerlei Streitpunkte, welche schon so lange das Papstthum und das Kaiserthum entzweiten. Nach langen Verhandlungen wurde im März 1244 ein Friedensentwurf vereinbart; aber es tauchten immer wieder neue Streitfragen auf, und mehr und mehr trat ein gegenseitiges Mißtrauen zu Tage, welches jede aufrichtige Verständigung unmöglich machte. Da verbreitete sich Ende Juni die Kunde, daß der Papst heimlich von Rom geflohen sei. Zur See gelangte er mit seinen Begleitern nach seiner Vaterstadt Genua, und von dort zog er später nach Lyon, das er gegen Ende des Jahres erreichte. In diese Stadt nun, wo er sich vor dem Kaiser völlig sicher fühlte, berief er 1245 ein allgemeines Concil, das jedoch keineswegs von allen Bischöfen der Christenheit besucht wurde, sondern nur von etwa 140. Diese Wenigen aber waren dem Willen des Papstes um so gefügiger, und so erließ Innocenz IV. am 17. Juli gegen Friedrich eine

neue Bannbulle, durch welche er den schon längst mit dem Bann beladenen Kaiser jetzt aller seiner Kronen und Würden verlustig erklärte, seine Unterthanen ihres Eides entband und auch alle diejenigen mit dem Bannfluche bedrohte, welche ihm noch ferner Gehorsam leisten würden.

Als nun diese Bulle in Deutschland bekannt wurde, da entschieden sich viele Bischöfe für den Papst und gegen den Kaiser. Von den weltlichen Fürsten jedoch blieben die meisten dem Kaiser treu, und nur mit Mühe gelang es Innocenz IV., den Landgrafen Heinrich von Thüringen, genannt „Raspe" (d. h. der Rauhe), zur Annahme der Königskrone zu bewegen. Dieser wurde nun im Mai 1246 von einigen Erzbischöfen und Bischöfen zum deutschen Könige erwählt und empfing hierauf vom Papste beträchtliche Geldsummen zur Aufbringung eines Heeres. Während er aber rüstete, sammelte auch König Konrad, der in Deutschland regierende Sohn des Kaisers, seine Getreuen um sich. Zu diesen letztern gehörte, neben vielen Grafen und Herren aus Schwaben, auch der kriegerische Abt Berthold von St. Gallen, von welchem die dortige Klosterchronik bezeugt, daß dieses Gotteshaus vor Zeiten wohl heiligere Aebte gehabt habe als diesen, aber niemals einen streitbarern. An der Spitze von 40 Rittern aus des Klosters Vasallen zog er zum Heere Konrads, als im Juli die beiden Könige gegen einander zu Felde lagen. An den Ufern des Mains, vor den Thoren Frankfurts, kam es am 5. August zu einer Schlacht, in welcher der Sieg sich auf Konrads Seite zu neigen schien. Aber mitten im Kampfe zogen einige schwäbische Grafen, welche in's geheim durch päpstliches Geld gewonnen waren, mit ihren Schaaren sich seitwärts, vom Heere Konrads hinweg, und gingen zum Feinde über. Dieser Verrath wirkte bestürzend und entmuthigend auf die Treugebliebenen, und der Tag endigte mit Konrads völligen Niederlage. Mit den Trümmern seines Heeres entkam er zwar nach Frankfurt; aber viele wurden theils erschlagen, theils gefangen, während andere auf der Flucht in den Main gedrängt wurden, in dessen Wellen sie den Tod fanden.

Diese Niederlage that der Sache des Kaisers großen Schaden. Denn nicht nur faßten in Italien die gegen Friedrich verbündeten Städte jetzt neuen Muth, sondern auch in Deutschland stieg nun das Ansehen des siegreichen Gegenkönigs, der mit der Verleihung von Reichsgütern sehr freigebig umging und dadurch manche Grafen und Herren zum Abfall vom Kaiser verlockte. Andre hinwiederum fürchteten die Folgen des päpstlichen Bannes, der alle Anhänger des Kaisers traf. Denn über alle Ortschaften und Gebiete derer, welche dem Kaiser treu blieben, wurde das Interdikt verhängt, d. h. es wurde der Geistlichkeit verboten für die Einwohner Gottesdienst zu halten. Selbst der Abt von St. Gallen, der bei Frankfurt mitgefochten, wurde durch die erlittene Niederlage so sehr entmuthigt, daß er die Sache des Kaisers verließ und mit dem Papste sich aussöhnte. Immerhin hielten auch jetzt noch viele Fürsten und Grafen mit standhafter Treue zu ihrem

rechtmäßigen Herrn, und namentlich in den Reichsstädten waren die Bürger durchweg kaiserlich gesinnt. Aber durch das ganze Reich verbreitete sich die Spaltung in diese zwei feindlichen Parteien, und jede Fehde, die aus irgend einem Streithandel entstehen mochte, wurde jetzt zu einem Kampfe zwischen Kaiser und Papst.

In unsern Landen waren es vor allem die Grafen von Kiburg, welche für den Papst und den Gegenkönig Partei ergriffen. Aber auch Graf Rudolf von Habsburg, dessen Wankelmuth Kaiser Friedrich schon 1239 hatte erfahren müssen, trat jetzt offen auf Seite der Gegner, und dieser wichtige Schritt berührte alle seine Unterthanen — also auch die Bewohner der Waldstädte, deren Landgraf er war. Aber in diesen entlegenen Thälern wurden die verschiedenen Steuern, Zinse und Gefälle, welche Graf Rudolf theils als Landgraf, theils als Grundherr, oder auch als Schirmvogt mehrerer Klöster bezog, schon seit langer Zeit als eine drückende Last empfunden, und namentlich die Vogtsteuer, welche nur die Freibauern dem Landgrafen zu entrichten hatten, erschien diesen je länger je mehr als eine unbillige Forderung. Um so mehr mußte es daher erbittern, wenn einzelne Amtleute beim Bezuge der Steuern mit rücksichtsloser Strenge verfuhren und nebenbei sich noch allerlei Uebergriffe und Ungebühren erlaubten. Ein Fall dieser Art, der wohl geeignet war die habsburgische Herrschaft verhaßt zu machen, prägte sich tief in der Erinnerung des Volkes ein, so daß er nach Jahrhunderten noch erzählt wurde.

Der Vogt oder Amtmann — so wird berichtet — der auf dem Schlosse Landenberg ob Sarnen hauste, hatte von einem Landmann im Melchi — einer Gegend nahe bei Sarnen — eine rückständige Steuer zu fordern. Als jedoch nichts erhältlich war, gab er Befehl, dem säumigen Zahler seine zwei Ochsen wegzunehmen. Der Knecht, den er hiezu aussandte, fand den Mann mit seinem Sohne auf dem Felde, beim Pflügen, und verkündete ihnen seinen Auftrag. Wie zu erwarten war, stieß er auf heftige Widerrede, und als er dennoch Hand anlegte, um die Ochsen mit Gewalt auszuspannen, da übermannte den Sohn des Landmanns der Zorn. Mit dem Stocke, womit er die Ochsen trieb, schlug dieser den Knecht auf die Hand, so daß ihm ein Finger entzwei brach. Jammernd eilte der Verletzte nach Sarnen, zu seinem Herrn; der Sohn aber, die Strafe fürchtend, wurde flüchtig. Da wandte sich die Wuth des Amtmanns gegen den alten Vater; er nahm ihm nicht nur die Ochsen, sondern alles, was er hatte, und hielt ihn lange Zeit in harter Gefangenschaft, so daß er in dem feuchten Kerker das Augenlicht verlor.

Während dieses zu Sarnen vielleicht schon vor Jahren geschehen war, herrschte auch zu Schwyz eine gedrückte Stimmung, und zwar namentlich seit 1243, wo sich die Landleute dem Grafen von Habsburg wieder hatten unterwerfen müssen. Graf Rudolf und seine Amtleute wußten sehr wohl, daß diese Unterwerfung nicht aus Zuneigung erfolgt war, sondern nur nothgedrungen, und deshalb beobachteten sie mit Mißtrauen und Argwohn alle

diejenigen, welche bei der Steuerverweigerung von 1241 sich als Wortführer hervorgethan hatten. Diese aber konnten den kaiserlichen Freibrief nicht vergessen, sondern hegten im Stillen noch immer die Hoffnung auf künftige bessere Zeiten, wo sein Inhalt doch noch könnte zur That und Wahrheit werden. Unter denen, welche also dachten, war einer der angesehensten Werner von Stauffach, ein vermöglicher Mann, der zu Steinen wohnte. Zu der Zeit, da die Schwyzer auf ihren Freibrief vertrauten, hatte er sich ein neues Haus erbaut, und zwar ein steinernes, thurmartiges, wie sie damals meist nur die Edelleute oder die herrschaftlichen Amtmänner zu bewohnen pflegten. Als nun 1243 die habsburgische Herrschaft wieder hergestellt wurde, da fürchtete er, es möchte dieser Bau ihm übel vermerkt werden. Er wagte es daher nicht, das Haus als sein freies Eigenthum zu behaupten, sondern übergab es einem im Thale begüterten Edelmanne, um es von diesem hierauf als ein Erblehen wieder zu empfangen. Der Name dieses Lehensherrn ist ungewiß; die spätere Sage nannte ihn Geßler.

Diese Belehnung hinderte den Stauffacher keineswegs, darüber nachzudenken, wie die verbriefte Reichsfreiheit für Schwyz noch könnte verwirklicht werden, und wenn die Sage erzählt, daß seine Frau ihn dazu ermuthigt habe, so mag sie hierin wohl Recht haben. Er besprach sich hierüber mit Gleichgesinnten, und diese vereinigten sich mit ihm zu einem Geheimbunde, welcher mehr und mehr zunahm. Sie richteten ihre Blicke zunächst nach Uri, wo die Reichsfreiheit, die sie für ihr Land erstrebten, schon seit Jahren erreicht war. Dort fanden sie einflußreiche Männer, welche ihre Bestrebungen billigten und auch bereit waren, dieselben thatkräftig zu unterstützen. Ebenso wurden zu Sarnen und zu Stans Verbindungen angeknüpft mit solchen, welche der habsburgischen Herrschaft abgeneigt waren. Da jedoch alle Zusammenkünfte geheim bleiben sollten, so fanden sie nur des Nachts statt, und zwar außerhalb des habsburgischen Machtbereiches, auf dem Boden des Reichslandes Uri. Auf diesem Boden aber war sowohl für das ferne Sarnen als für das nahe Schwyz keine andere Stelle leichter erreichbar als jenes „stille Gelände am See", welches noch heute das Rütli heißt. Dort also kamen von Zeit zu Zeit jene Männer zusammen, welche gleichen Sinnes waren wie der Stauffacher, und welche mit ihm auf Mittel und Wege sannen, wie sie der habsburgischen Herrschaft sich entledigen könnten.

Noch war kein Mittel gefunden, dieses Ziel zu erreichen. Da verbreitete sich im August 1246 die Nachricht vom Siege des Gegenkönigs bei Frankfurt, und bald nachher wurde es bekannt, daß auch Graf Rudolf von Habsburg dessen Partei ergriffen habe. Jetzt nun, da der Graf des Kaisers abgesagter Feind geworden, schien dem Stauffacher und seinen Genossen der günstige Augenblick gekommen, um durch offene Parteinahme für Kaiser Friedrich sich von der habsburgischen Herrschaft auf immer zu befreien. Allerdings waren alle Anhänger des Kaisers mit dem päpstlichen Banne bedroht, und die jüngste Niederlage

König Konrads ließ für den weitern Verlauf des Kampfes das Schlimmste befürchten. Jedoch ihr Ziel war auf keinem andern Wege zu erreichen, und deshalb faßten sie mit kühnem Muthe den Entschluß, die Sache des schwer bedrängten Kaisers zu der ihrigen zu machen und gegen dessen Gegner, den Habsburger, mit bewaffneter Hand sich zu erheben. Ohne Zweifel wurde über diesen Plan auch im Rütli verhandelt. Doch scheint zwischen Sarnen und Schwyz keine gleichzeitige Schilderhebung verabredet worden zu sein; sondern die Schwyzer, als die Urheber der ganzen Bewegung, sollten auch die ersten sein, den offenen Kampf gegen Habsburg zu unternehmen, und inzwischen blieb alles scheinbar ruhig.

Nicht weit vom Dorfe Steinen, der Heimat des Stauffachers, stand auf einer Insel mitten im Lowerzersee das habsburgische Schloß Schwandau. Schon vor Jahren war ein Burgvogt, der hier gehaust hatte, von zwei Brüdern erschlagen worden, weil er ihrer Schwester nachstellte; jetzt aber sollte diese Zwingburg fallen. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise und zu welcher Zeit es den Genossen des Stauffachers gelang, dieses Schloß durch Ueberfall zu gewinnen; doch geschah dieß jedenfalls noch vor Ende des Jahres 1246. Als nun diese Burg gebrochen war, da erhoben sich alle Männer des Thales Schwyz, indem sie schwuren, dem Kaiser Friedrich treu zu bleiben und seinen Feinden jeglichen Gehorsam zu verweigern.

Fester und größer als Schwandau war die Burg Landenberg, welche auf einem Hügel oberhalb Sarnen lag. Die dortigen Genossen des Rütlibundes verhehlten sich nicht, daß sie mit offener Gewalt dieses Schloß wohl nie bezwingen würden; sie versuchten es daher sich desselben durch List zu bemächtigen. Nun hatte der dortige Vogt oder Burgherr die zinspflichtigen Bauern schon seit Jahren daran gewöhnt, daß sie ihm alljährlich an hohen Festtagen Geschenke brachten. Denn gegen diejenigen, welche dieß thaten, verfuhr er beim Bezuge der Abgaben mit weniger Strenge als gegen solche, die es unterließen. Der nächste Tag aber, wo solche Geschenke gebracht wurden, war das Weihnachtsfest, wo jeder nach seinem Vermögen entweder ein Kalb, ein Schaf oder einen Schinken zu bringen pflegte; bis dahin warteten daher noch die Verschwornen.

Als nun der Weihnachtstag des Jahres 1246 gekommen war, da erschienen am Vormittag, wie gewohnt, zu Sarnen am Burgthor einige Landleute mit Geschenken. Sie erhielten den Bescheid, daß der Herr noch in der Kirche sei, und wurden eingeladen unterdessen in die Küche zu treten und sich am Feuer zu wärmen, bis er komme. Zu diesen Ersten kamen bald noch Andre, und so ging es fort, bis um den Feuerheerd wohl ein Dutzend Männer standen. Keiner von ihnen war bewaffnet, sondern jeder trug nur einen guten Stock, wie man in den Bergen ihn wohl brauchen kann; auch schien es keineswegs befremdlich, daß einer dieser Männer für einen Augenblick sich entfernte. Da erscholl unversehens aus einem Erker des Schlosses der scharfe Ton eines Hörnleins, und im Nu

waren die Männer alle aus der Küche hinaus, und draußen unter dem Burgthor, wo sie den erschrockenen Thorhüter leicht überwältigten. Das Thor hielten sie nun offen; denn das Zeichen mit dem Horn galt ihren wohlbewaffneten Genossen, die am Fuße des Schloßhügels im Gebüsch verborgen waren und jetzt eilig herzuliefen. Indeß nun diese der geöffneten Burg sich bemächtigten, verbreitete der Lärm sich schnell durch das ganze Dorf und bis in die Kirche. Hier aber eilte der Burgherr mit seinen Begleitern hinaus und floh unverzüglich, wie er stand und ging, des nächsten Weges aus dem Lande.

Wohl bald nachher, d. h. zu Anfang des Jahres 1247, wurde auch die bei Stans gelegene Burg Rotzberg gewonnen. Der dortige Schloßherr mochte wohl auf seiner Hut sein, nachdem er gesehen, was zu Sarnen geschehen war. Aber die Eroberung gelang dennoch, und zwar durch die Mithilfe einer Magd, welche aus einem Fenster des Schlosses in nächtlicher Stunde ein Seil herabließ, an welchem die Verschwornen hinaufkletterten. Auch diese Burg wurde nach der Eroberung zerstört, doch nicht so von Grund aus wie das Schloß Landenberg, dessen Spur jetzt nur noch in dem Namen des Hügels erhalten ist, auf dem es einst sich erhob.

Mit der Zerstörung dieser Burgen und der Vertreibung der habsburgischen Amtleute war Graf Rudolfs Herrschaft in den Waldstädten thatsächlich aufgehoben, und an die Stelle des Geheimbundes, der im Rütli getagt, konnte jetzt ein öffentlich beschworenes Bündniß der befreiten Thäler treten. Eine Urkunde über einen solchen Bund ist aus jener Zeit allerdings nicht mehr vorhanden. Jedoch erwähnt der Bundesbrief von 1291 für die drei Waldstädte ausdrücklich noch einen „alten" Bund, also ein früheres, lange vor 1291 geschlossenes Bündniß, und dieses war wohl kaum zu einer andern Zeit möglich, als nach dieser Erhebung gegen den Grafen von Habsburg. Zudem aber steht es fest, daß bald nachher die Männer von Schwyz und von Sarnen gemeinsam ein Bündniß mit den Bürgern von Luzern schlossen, und ebenso auch die Gemeinden von Stans und Buochs, also das jetzige Nidwalden. Es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß nach der Vertreibung der habsburgischen Amtleute die Bewohner der Waldstädte zusammen einen Bund schlossen, der zwar nur wenige Jahre währte, der aber immerhin der Vorläufer des ewigen Bundes von 1291 wurde.

Es kam den Waldstädten sehr zu statten, daß unmittelbar nach ihrer Erhebung, d. h. schon im Januar 1247, der Gegenkönig Heinrich Raspe bei Ulm eine schwere Niederlage erlitt und bald nachher starb. Denn auf dieses hin faßten überall die Anhänger des Kaisers wieder neuen Muth, und auch in unsern Landen waren es namentlich die Bürger der Städte, welche gegen die päpstliche Partei sich jetzt erhoben. In Basel, wo die Bürgerschaft wegen der Wahl des Rathes mit ihrem Bischof Lütold von Röteln schon längere Zeit im Streit lebte, brach im Frühjahr 1247 der Sturm los; der Bischof mußte aus der

Stadt entfliehen, und seine hinter dem Münster gelegene Pfalz (der jetzige Bischofshof) wurde gänzlich zerstört. Ebenso wurde auch in Zürich die päpstlich gesinnte Geistlichkeit vertrieben, und als nun die kaiserlich gesinnten Städte am Oberrhein sich zu einem Bunde vereinigten, da schlossen sich neben Zürich auch noch andere Reichsstädte unseres Landes, wie Bern, Solothurn und Schaffhausen, dieser Verbindung an. Daß aber diesen Bündnissen auch Thaten folgten, das ersehen wir schon daraus, daß bald nachher die Zürcher mit ihren Verbündeten die Stadt Luzern belagerten. Diese Stadt sammt ihrer Umgebung gehörte nämlich von Alters her dem elsässischen Kloster Murbach, das auch in den Waldstädten ausgedehnte Güter besaß, dessen Abt aber ein eifriger Führer der päpstlichen Partei war. Diese Belagerung hatte zur Folge, daß Luzerns Bürgerschaft, welche schon bisher mit dem Abte nicht im besten Einvernehmen lebte, nun offen auf Seite der kaiserlichen Partei sich stellte. Die dem Abte gehörige Burg Tannenberg wurde zerstört, und bald darauf schloß die Stadt, wie schon erwähnt, ein Bündniß mit Schwyz und mit Sarnen, sowie auch nachher ein solches mit den Leuten von Stans und Buochs.

Dieser allgemeinen Erhebung der kaiserlichen Partei gegenüber sahen sich die Anhänger des Papstes in unsern Landen in entschiedenem Nachtheil. Graf Rudolf von Habsburg machte daher vorläufig keinen Versuch, die Waldstädte mit Gewalt wieder zu unterwerfen, sondern begab sich im Sommer 1247 zum Papste, der von Lyon aus den Kampf im deutschen Reiche fortwährend schürte. Auf die Klagen des Grafen erließ dieser im August d. J. ein Schreiben, worin er auch die Leute von Schwyz und von Sarnen mit dem Banne bedrohte, falls sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist sich von Kaiser Friedrich lossagen und dem Grafen von Habsburg unterwerfen würden. Indeß nun dieses Schreiben seinen Zweck allerdings nicht erreichte, suchte Innocenz IV. nach einem neuen Gegenkönig, an Stelle des verstorbenen Heinrich Raspe, und fand ihn in der Person des jungen Grafen Wilhelm von Holland, der nun im October 1247 von einigen Fürsten erwählt wurde.

König Wilhelms erste That war die Belagerung der Reichsstadt Aachen, die ihn jedoch ein volles Jahr hindurch in Anspruch nahm. Inzwischen aber erlitt in Italien Kaiser Friedrich im Februar 1248 eine schwere Niederlage vor Parma, und auch in Deutschland wurde sein Sohn Konrad von den Grafen von Kiburg in einem Treffen besiegt, so daß er nur mit genauer Noth der Gefangennahme entging. Zugleich aber verstand es Innocenz IV., durch geschickte Unterhandlungen fort und fort einzelne Anhänger des Kaisers für sich zu gewinnen. So versöhnte er schon im Frühjahr 1248 die Stadt Basel mit ihrem Bischof dadurch, daß er letztern bewog, sich den Wünschen der Bürgerschaft in Betreff der Rathswahl zu fügen, sofern dieselbe sich von dem gebannten Kaiser Friedrich lossagen und den Gegenkönig anerkennen würde. Diesen Vorschlag nahmen die Basler an — nicht allein wegen der Vortheile, die er für die Entwicklung ihrer städtischen Freiheit bot, sondern wohl

ebenso sehr, um dadurch dem Interdikt ein Ende zu machen, d. h. dem Verbote jeglichen Gottesdienstes, welches nun schon seit Jahresfrist auf der Stadt lastete. Auch anderwärts wurde das Interdikt auf die Länge als ein unerträglicher Zustand empfunden, und deshalb mehrte sich nach und nach die Zahl derer, welche des endlosen Kampfes für den gebannten Kaiser müde wurden und sich darnach sehnten, mit der Kirche wieder in Frieden zu leben.

Aber der Kampf währte fort, mit wechselndem Glücke, und sein Ende war noch nicht abzusehen. Da traf um die Weihnachtszeit des Jahres 1250 aus Italien die Kunde ein, daß im fernen Süden Kaiser Friedrich gestorben sei, und wenige Monate später erlitt am Rheine, bei Oppenheim, sein Sohn Konrad eine neue Niederlage. Als nun bald nachher Innocenz IV. Lyon verließ und nach Italien zurückkehrte, da hielt es auch Konrad für nothwendig, dorthin zu ziehen, also Deutschland zu verlassen. So mußte denn auch für seine treuesten Anhänger die Hoffnung auf den schließlichen Sieg seiner Sache mehr und mehr dahinschwinden. Kein Wunder daher, wenn der Widerstand gegen den Papst und seinen Gegenkönig allmälig erlosch, indem die Anhänger des Kaisers, einer nach dem andern, den hoffnungslosen Kampf aufgaben und nur noch darnach trachteten, mit ihren Gegnern unter glimpflichen Bedingungen Frieden zu schließen.

Zu denjenigen, welche in dieser Weise sich den Zeitumständen fügten, gehörten 1252 auch die Waldstädte. Schon im Mai d. J. verzichtete das benachbarte Luzern auf alle bisherigen Bündnisse, und bald nachher gehorchten auch die Leute von Sarnen wieder den Habsburgern — zwar nicht mehr dem Grafen Rudolf, der schon 1249 gestorben war, wohl aber seinen Söhnen Gottfried und Eberhard. Aus Uri und aus Schwyz aber zogen um diese Zeit (1252) Freiwillige als Söldner dem Abte Berthold von St. Gallen zu Hilfe, der mit Bischof Eberhard von Constanz in heftigem Streite lag, obschon sie beide zur päpstlichen Partei gehörten. Diese Betheiligung der Schwyzer an einer fremden Fehde zeigt uns, daß auch für dieses Thal, so gut wie für Sarnen, der Kampf gegen Habsburg aufgehört hatte, obschon wir die nähern Umstände und Bedingungen des Friedensschlusses nicht kennen. Vermuthlich hielten es Graf Rudolfs Söhne für rathsam, durch allerlei Zugeständnisse, wie Verminderung der Steuern u. dgl., den Schwyzern die Rückkehr unter ihre Herrschaft annehmbar zu machen. In der That war mit der habsburgischen Herrschaft die Reichsfreiheit der Schwyzer nicht gerade unvereinbar, sofern sich diese dazu verstanden, den Grafen Gottfried zwar nicht als ihren Landgrafen, wohl aber als ihren durch König Wilhelm ernannten Reichsvogt anzuerkennen. Deshalb wurde auch der kaiserliche Freibrief von 1240 weder ausgeliefert noch vernichtet, sondern in sorgfältiger Verwahrung behalten. Aber immerhin war und blieb diese Verständigung mit dem Hause Habsburg für die Schwyzer ein leidiger Nothbehelf, zu dem sie sich wohl nur ungerne bequemten. Denn die Gefahr lag nahe, daß die Habsburger, nachdem sie im Lande wieder Fuß gefaßt, in der

Folge wohl auch versuchen könnten, ihre beschränkten Herrschaftsrechte allmälig zur völligen Landeshoheit auszubilden. Die Schwyzer hatten also noch keineswegs alles erreicht, was Stauffacher und seine Genossen mit der Erhebung von 1246 erstrebt hatten. Doch war das neue Verhältniß zum Hause Habsburg jedenfalls ein freieres als das frühere, und die zerstörten Burgen wurden nicht wieder aufgebaut. Mit Recht lebt daher die dankbare Erinnerung fort an jene Männer, welche in stiller Nacht sich im Rütli beriethen und durch ihre kühnen Thaten des Landes Befreiung zwar nicht vollendeten, aber doch vorbereiteten.

III. Das Zwischenreich.

Länger als für die Waldstädte währte der Kriegszustand für die Reichsstadt Bern. Ihr gefährlichster Gegner war ihr nächster Nachbar, der mächtige Graf Hartmann der jüngere von Kiburg, ein Enkel des früher erwähnten, schon 1225 verstorbenen Grafen Ulrich. Mit seinem gleichnamigen Oheim, dem Grafen Hartmann dem ältern, hatte er um 1250 die kiburgischen Besitzungen getheilt und zwar so, daß der Oheim alles behielt, was östlich von der Reuß lag — also namentlich die kiburgischen Stammgüter im Zürichgau — während dem Neffen der ganze Westen zufiel, nämlich das einst von den Zäringern ererbte Land an der Aare, sammt Freiburg. Wie der 1249 verstorbene Graf Rudolf von Habsburg, so standen auch die beiden Grafen von Kiburg zu Kaiser Friedrichs Zeiten auf Seite des Papstes, und diese Parteistellung gab Hartmann dem jüngern den erwünschten Vorwand, die in seiner Nähe gelegenen Reichsorte — also vor allem Bern — zu bedrängen, um sie womöglich unter seine Herrschaft zu bringen. Die Berner blieben jedoch standhaft, so lange König Konrad lebte, und erst als dieser 1254 in Italien gestorben war, da anerkannten sie den König Wilhelm, in der Hoffnung, daß dieser nun dem Grafen von Kiburg Einhalt gebieten werde. Aber Wilhelm von Holland war ein König ohne Macht und ohne Ansehen, und seine Anhänger, die ihn nach dem Wunsche des Papstes auf den Thron erhoben hatten, kümmerten sich nicht um ihn, sondern thaten nur was ihnen gefiel. Das Reich war so gut wie verwaist, und Jeder konnte ungestraft an seinem Nachbarn Gewalt üben, wenn seine Macht es ihm erlaubte. Auch der Graf von Kiburg fuhr daher unbedenklich fort, die mit einander verbündeten Städte Bern und Murten zu bekriegen, so daß diese befürchten mußten, von dem übermächtigen Grafen schließlich überwältigt zu werden. Nun hatten sich allerdings die Reichsstädte am Rheine, von Basel bis hinab nach Köln, schon 1254 zu einem neuen Bunde vereinigt, dessen Hauptzweck die Erhaltung des Landfriedens war, und dieser Vereinigung trat 1255 auch Zürich bei, welches erst 1254 mit dem Papst sich ausgesöhnt hatte. Für die hartbedrängten Berner jedoch schienen jene

meist weit entlegenen Städte keine hinreichende Hilfe zu bieten; sie zogen es daher vor, sich an des Kiburgers mächtigen Nachbarn im Westen zu wenden, und das war Peter von Savoyen.

Peter war ein jüngerer Bruder des damals regierenden Grafen Amadeus von Savoyen, und hatte als solcher nur einen kleinen Theil der savoyischen Lande geerbt, welche sein Vater, der 1232 verstorbene Graf Thomas, einst besessen hatte. Durch eine Reihe siegreicher Fehden war es ihm jedoch gelungen, seine Herrschaft über einen großen Theil des Waadtlandes und des Wallis auszudehnen, und deshalb stand er überall in hohem Ansehen. Schon reichte seine Macht bis in die Nähe von Freiburg, als die Bürger von Bern und Murten den Entschluß faßten, sich unter seine Schirmherrschaft zu stellen, um dadurch einen kräftigen Schutz gegen Kiburg zu gewinnen. Dieser Schirmvertrag wurde im Mai 1255 geschlossen, und zwar für so lange, bis ein König oder Kaiser in's Elsaß und nach Basel kommen, und alsdann Bern und Murten wieder zu des Reiches Handen nehmen würde. Bis dahin aber gelobten die beiden Städte, dem Schirmherrn dieselben Steuern zu zahlen wie früher dem Könige, und auch in allen seinen Fehden ihm Heeresfolge zu leisten. Mit diesem Vertrage liefen sie allerdings Gefahr, in bleibende Abhängigkeit von Savoyen zu gerathen und ihre Reichsfreiheit für immer zu verlieren. Aber die gegenwärtige Noth ließ den Bernern keine andere Wahl, und die savoyische Schirmherrschaft schützte sie wenigstens vor jeder weitern Bedrängniß durch den Grafen von Kiburg.

König Wilhelm, unter welchem die deutsche Königsmacht nur noch als ein Schatten erschien, fand schon 1256 den Tod im Kampfe mit den aufständischen Friesen. Als nun ein neuer König sollte erwählt werden, da zerfielen die Fürsten wieder in zwei Parteien, indem die einen Graf Richard von Cornwallis, den Bruder König Heinrichs III. von England wählten, die andern aber König Alfons von Castilien. Dieser letztere kam jedoch niemals nach Deutschland, und auch König Richard verlebte den größten Theil seiner Regierungszeit in England. Das deutsche Reich blieb daher für eine lange Reihe von Jahren völlig sich selbst überlassen, und jedes Glied desselben sah sich genöthigt, nach eigenem Gutdünken zu handeln. In dieser Zeit geschah es, daß das reichsfreie Thal Uri durch innere Zerwürfnisse in die größte Gefahr gerieth. Zwei angesehene Geschlechter, die Itzeli und die von Gruba, geriethen aus unbekannter Ursache in einen erbitterten Streit. Beide Parteien hatten im Lande zahlreichen Anhang und griffen zu den Waffen, so daß es zum Blutvergießen und selbst zu Todtschlägen kam. Nun war es von Rechtswegen Sache des Königs oder seiner Beamten, über das Blut zu richten; auch hatte im ganzen Thal Niemand das nöthige Ansehen, um zwischen die streitenden Parteien als Schiedsrichter zu treten oder eine Aussöhnung herbeizuführen. In dieser Noth, da kein vom König ernannter Reichsvogt vor-

handen war, suchten die Urner nach einem angesehenen Manne hohen Standes, den sie an des Königs Statt als Richter in dieser Sache berufen könnten. Ihre Wahl fiel auf einen Grafen von Habsburg, jedoch auf keinen Sohn jenes 1249 verstorbenen Grafen Rudolf, gegen welchen die Leute von Schwyz und Sarnen sich erhoben hatten, sondern vielmehr auf dessen gleichnamigen Neffen, welcher immer seines Oheims Gegner gewesen war. Dieser Graf Rudolf der jüngere war es nun, welcher im December 1257 nach Uri kam und zu Altdorf unter der Linde Gericht hielt. Vor ihm erschienen die streitenden Parteien, und er brachte es dahin, daß alle Betheiligten eidlich gelobten, fortan Frieden zu halten, und zwar bei schwerer Strafe für den, welcher je seines Eides vergessen würde. Als nun wenige Monate später zwei Glieder des Geschlechtes Itzeli den beschworenen Frieden dennoch brachen, da wurde Graf Rudolf neuerdings berufen und fällte ein Urtheil, welches die Schuldigen mit dem Verluste ihrer Lehengüter bestrafte. So wurde die Ruhe im Thal Uri wieder hergestellt und gesichert.

Dieser Graf Rudolf von Habsburg, der hier in Uri Gericht hielt, war ein Enkel des 1232 verstorbenen Grafen Rudolf des Alten und der Sohn Albrechts, des Gründers der ältern Linie des Hauses Habsburg. Er war 1218 geboren, und sein Taufpathe war kein Geringerer gewesen als Kaiser Friedrich, dem er auch immerdar treu und anhänglich blieb. Seit dem Tode seines Vaters Albrecht, der auf einer Fahrt zum Heiligen Lande starb, lebte er mit seinem Oheim, dem Grafen Rudolf dem ältern, auf gespanntem Fuße, indem er ihm vorwarf, daß er den Theilungsvertrag von 1232 nicht richtig ausgeführt habe. Es kam deshalb 1242 zwischen Oheim und Neffen zu einer Fehde, deren einziger Erfolg jedoch gegenseitiger Schaden war. Der jüngere Rudolf, der auf dem Stammschloß Habsburg weilte, verheerte seinem Oheim die Umgegend von Laufenburg, worauf der Sohn dieses letztern, Graf Gottfried, seinem Vetter die Stadt Brugg überfiel und verbrannte. Der Gegensatz zwischen den beiden Zweigen des Hauses Habsburg trat noch mehr hervor, als in dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum Graf Rudolf der ältere sich auf letztere Seite stellte. Denn Rudolf der jüngere, der schon 1241 in Italien unter Kaiser Friedrichs Fahnen gekämpft hatte, hielt nach wie vor treu zu diesem seinem Herrn, so daß seine Lande vom Papste mit dem Interdikt belegt wurden. Von seinen Kriegsthaten aus dieser Zeit erfahren wir jedoch nur, daß er noch 1254 auf einem Streifzuge vor Basel das Steinenkloster verbrannte. Bald nachher aber, als König Konrad gestorben war, schloß er mit seinen Vettern, den Grafen Gottfried und Eberhard von Habsburg, einen dauernden Frieden, da nun der frühere Kampf zwischen Kaiser und Papst seine Bedeutung verloren hatte. Wie andre Grafen und Herren jener Zeit, so war auch Graf Rudolf fortan nur darauf bedacht, bei der allgemeinen Verwirrung seinen eigenen Vortheil zu wahren und jede Gelegenheit zu ergreifen, um seine Macht zu vergrößern. Zugleich aber verstand

er es, Bürger und Bauern durch sein leutseliges Wesen für sich zu gewinnen, und der Ruf großer Tapferkeit und Klugheit, den er sich schon frühe erworben, verschaffte ihm allgemeines Ansehen.

Rudolfs nächste Verwandte, außer seinen habsburgischen Vettern, waren die beiden Grafen von Kiburg; denn durch seine Mutter Hedwig war er des ältern Grafen Hartmann Neffe. Da geschah es, daß im September 1263 Graf Hartmann der jüngere starb, und bald nachher, im November 1264, folgte ihm sein Oheim, der kinderlose Hartmann der ältere. Damit erlosch das alte Geschlecht der Grafen von Kiburg; denn auch Hartmann der jüngere hinterließ nur eine minderjährige Tochter Anna. Sofort machte Graf Rudolf von Habsburg sich auf, um als Vormund dieser Tochter alle Besitzungen ihres Vaters in seine Verwaltung zu nehmen; die Lande Graf Hartmanns des ältern aber, seines Oheims, fielen ihm nach dessen Tode durch Erbschaft zu. Dieses Hartmanns Wittwe jedoch, Margaretha, war die Schwester des Grafen Peter von Savoyen, der als Nachfolger seines verstorbenen Bruders seit 1263 alle savoyischen Lande regierte, und dieser, als naher Verwandter, erhob Ansprüche auf einen Theil der kiburgischen Erbschaft. Aus dem Streite, welcher hierüber entstand, entbrannte 1265 zwischen Savoyen und Habsburg eine Fehde, von deren Verlauf zwar wenig bekannt ist, welche jedoch bis 1267 fortwährte.

Noch ehe dieser Krieg beendigt war, sah sich Graf Rudolf auch mit seinen östlichen Nachbarn in eine Fehde verwickelt, nämlich mit den beiden Freiherren Lütold und Ulrich von Regensberg. Diese waren auf ihn neidisch wegen der kiburgischen Erbschaft und rüsteten sich deshalb mit ihren Freunden, um ihn unversehens anzugreifen. Durch einen entlaufenen Knecht hievon benachrichtigt, sammelte Graf Rudolf in der Nähe der Kiburg in Eile seine Streitmacht und zog gegen Regensberg. Auf dem Wege dorthin stieß er auf die daherziehenden Feinde, griff sie an und schlug sie in die Flucht. Bald nachher aber zog er gegen das am obern Ende des Zürchersees gelegene Schloß Utzenberg, welches den Verwandten der Regensberger, den Grafen von Toggenburg gehörte. Diese feste Burg beherrschte die Handelsstraße, welche aus Italien über den Septimerpaß und über Chur nach Zürich führte. Nun waren kurz zuvor lombardische Kaufleute, welche auf diesem Wege in's Elsaß ziehen wollten, von diesem Schloß aus überfallen und beraubt worden, und deshalb zogen mit Graf Rudolf jetzt auch die Zürcher gegen diese Burg zu Felde. Das Schloß war zu fest, um es durch einen Sturm zu gewinnen; wohl aber hofften sie, durch Verhinderung jeglicher Zufuhr die Besatzung zur Uebergabe zu zwingen. Doch es verging Woche um Woche, und von irgendwelchem Mangel, der auf dem Schloß geherrscht hätte, war nichts zu bemerken. Im Gegentheil soll es sogar geschehen sein, daß einer der Belagerten im Uebermuth einen lebenden Fisch hinauswarf. Da begannen die Belagerer die wilde Schlucht zu durchsuchen, welche auf der einen Seite des Schloßhügels sich hinzog, und hier fanden sie, im dichten

Gebüsch verborgen, die Oeffnung eines unterirdischen Ganges, der in's Schloß hinaufführte. Als nun die Vertheidiger inne wurden, daß der geheime Gang entdeckt war, durch welchen sie bisher ihre Zufuhr erhalten hatten, da war ihre Hoffnung dahin. Am 9. April 1267 übergaben sie das Schloß, unter Zusicherung des Lebens, und verließen es, doch mit Zurücklassung ihrer Habe. Die Sieger aber beeilten sich, das Raubnest bis auf den Grund zu zerstören.

In dieser Weise währte den Sommer hindurch die Fehde gegen die Regensberger fort, indem die Zürcher, im Verein mit dem Grafen von Habsburg, verschiedene Schlösser der Umgegend eroberten. Zunächst am Fuße des Albis lag Uetliburg. Dort sah der Wächter eines Morgens ein Häuflein von etwa 30 Reitern den Berg heraufkommen, welche in herausfordernder Weise sich näherten. Die Besatzung, ihrer Stärke bewußt, eilte hinaus, um über die Unvorsichtigen herzufallen. Wie sie aber näher kamen, da gewahrten sie erst, wie sehr sie sich getäuscht hatten; denn auf jedem Pferde saß hinter dem Reiter, und durch diesen verdeckt, noch ein Fußgänger. Diese Fußknechte sprangen jetzt ab, und vereint mit den Reitern, deren einer Graf Rudolf war, griffen sie die bestürzten Regensberger an. Vergeblich suchten diese das Schloßthor zu erreichen; denn die Verfolger drangen mit ihnen hinein und bemächtigten sich der Burg, welche bald nachher gebrochen wurde. Ebenso wurde in dieser Fehde auch das unterhalb Zürich an der Limmat gelegene Glanzenberg erobert. Um dieselbe Zeit, nämlich im September 1267, erfolgte auch der Friedensschluß mit Peter von Savoyen, indem Graf Rudolf der Wittwe des ältern Grafen von Kiburg, also Peters Schwester, die von ihr beanspruchten Güter überließ, im übrigen jedoch im unbestrittenen Besitze der kiburgischen Erbschaft verblieb. Durch diese Erwerbung aber war Rudolf von Habsburg fortan der mächtigste Herr in unsern Landen; sein Ansehen stieg daher zusehends, und der Ruf seiner Tüchtigkeit verbreitete sich weithin im deutschen Reiche.

Wie sein bisheriger Gegner, der Graf von Savoyen, sich der Gunst des in der Ferne weilenden Königs Richard erfreute, so blieb Graf Rudolf dem Hause Kaiser Friedrichs, dem er von Jugend auf gedient, auch jetzt noch treu und anhänglich. Noch lebte nämlich Kaiser Friedrichs Enkel, der damals kaum sechszehnjährige Sohn König Konrads, den die Italiener wegen seines jugendlichen Alters „Conradino“ nannten. Auf diesen hoffte in Italien die kaiserlich gesinnte Partei, und zahlreiche Gesandtschaften bestürmten den Jüngling, über die Alpen zu kommen und sein ererbtes Recht auf die Krone von Sicilien geltend zu machen. Als er nun im Herbste 1267 wirklich hinüberzog, da war auch Graf Rudolf unter den deutschen Fürsten und Herren, welche ihm bis zur nächsten italienischen Stadt, bis Verona, das Geleite gaben. Dort sollten die kaiserlich gesinnten Italiener sich um ihn schaaren, um hierauf unter seiner Führung südwärts zu ziehen. Die meisten seiner deutschen Begleiter — und mit ihnen auch Rudolf — wandten sich daher schon von Verona wieder

heimwärts. Der junge Konradin aber, durch vielfache Erfolge ermuthigt, durchzog mit seinem Heere das nördliche und mittlere Italien, bis er, bei Tagliacozzo geschlagen und auf der Flucht verrathen, als ein Gefangener nach Neapel geschleppt und dort enthauptet wurde.

Während dieses in Italien geschah, entspann sich für den Grafen von Habsburg bald nach seiner Heimkehr eine neue Fehde, nämlich mit Bischof Heinrich von Basel, einem gebornen Grafen von Neuenburg am See. Schon lange hatte Graf Rudolf es ungerne gesehen, wie dieser thatkräftige Bischof es verstand, sein weltliches Gebiet, das theilweise an die habsburgischen Besitzungen angrenzte, durch neue Erwerbungen allmälig auszudehnen. Als nun der Bischof es sogar dazu brachte, daß die sonst reichsfreie Stadt Rheinfelden ihn zum Schirmherrn annahm, und daß die feste Burg daselbst ihm geöffnet wurde, da griff Graf Rudolf zu den Waffen. Bischof Heinrich war jedoch gerüstet, und mit Basels Bürgerschaft unternahm er 1268 einen Verheerungszug gegen die habsburgischen Besitzungen im obern Elsaß. Indem nun diese Fehde unter gegenseitigen Verwüstungen fortwährte, geschah es im Frühjahr 1270, daß Bischof Heinrich sich auch die Feindschaft Abt Bertholds von St. Gallen zuzog. Dieser geistliche Herr liebte es, von Zeit zu Zeit alle seine Ritter zu einem glänzenden Feste zu versammeln, wobei neben ritterlichen Spielen und sonstigen Vergnügungen auch eine reichliche Bewirthung nicht fehlen durfte. Zu diesem Zwecke pflegte er von weit her, aus dem Elsaß, aus Tirol und aus Veltlin, die besten Weine zu beziehen. Als er nun auf Pfingsten 1270 wieder ein solches Fest anordnete und hiezu aus dem Elsaß eine Sendung vorzüglichen Weins erwartete, da wurde der Wagen in der Nähe Basels von den herumstreifenden Schaaren Bischof Heirichs erbeutet. Wohl rieth der Domherr Lütold von Röteln dem Bischof: „Herr, laßt dem Abte seinen Wein; sonst hilft er dem Habsburger, und kann ihm wohl 200 Ritter senden.“ — Jedoch Bischof Heinrich hörte nicht auf diesen Rath, sondern behielt den Wein, der vermuthlich aus habsburgischem Gebiete stammte, für sich als gute Beute. Der Abt aber, der am Pfingstfeste seine Ritter um sich versammelt sah, forderte diese nun auf, dem Grafen von Habsburg gegen den Bischof beizustehen. An ihrer Spitze — es waren ihrer mehr als 300 — zog er bald nachher nach Seckingen, wo Graf Rudolf gegen Basel sich rüstete. Gleichzeitig aber zog auch Bischof Heinrich mit den Baslern gegen Seckingen, so daß ein Treffen unvermeidlich schien. Da lud der Bischof den Abt in das Deutschordenshaus zu Beuggen, zu einer persönlichen Zusammenkunft, und die Folge ihrer Unterredung war, daß jedermann ohne Kampf wieder heimzog.

Zwischen dem Grafen von Habsburg und dem Bischof von Basel ruhten jedoch die Waffen nicht lange; denn schon im nächsten Jahre (1271) folgten gegenseitig neue Verheerungszüge. Für Bischof Heinrich war es ein wesentlicher Erfolg, daß er um diese Zeit das feste Städtchen Neuenburg am Rhein gewann. Der mit dem Grafen Rudolf

verbündete Herr dieses Städtchens, Graf Heinrich von Freiburg, hatte nämlich durch großen Uebermuth die dortigen Bürger gegen sich erzürnt, so daß sie die Herrschaft über ihre Stadt insgeheim dem Bischof von Basel anboten. Einer Verabredung gemäß wurde daher Bischof Heinrich mit seinen Mannen bei nächtlicher Weile in die Stadt eingelassen, worauf die Anhänger des Grafen vertrieben wurden. In Basel selbst hingegen war die innere Ruhe bedroht durch Parteiungen unter des Bischofs Rittern. Schon seit Jahren war nämlich der Adel der ganzen Umgegend in zwei Gesellschaften getrennt, deren eine in ihrer Fahne einen grünen Psittich (Papagei) in weißem Felde, die andere aber einen weißen Stern in rothem Felde führte, und welche beide gegen einander eine wachsende Abneigung hegten. Da nun zur Gesellschaft zum Sternen auch Graf Rudolf von Habsburg sammt seinen Vettern gehörte, so wurde im Verlauf der bischöflichen Fehde das Verhältniß der beiden Gesellschaften immer feindseliger, bis die Psitticher 1271 es durchsetzten, daß alle Sterner, welche in Basel Häuser hatten, aus der Stadt vertrieben wurden.

Für den Grafen Rudolf bildeten diese Ausgewiesenen einen erwünschten Zuwachs seiner Streitmacht, und deshalb entbrannte 1272 die Fehde heftiger denn je zuvor. Zunächst belagerte Rudolf das zwischen Seckingen und Waldshut gelegene Schloß Tiefenstein, das der Bischof kurz zuvor durch Kauf erworben hatte, und zerstörte es. Hierauf zog er im Juli gegen Neuenburg am Rhein, fand jedoch diese Stadt wohl verwahrt und vermochte nichts gegen sie. Als nun bald nachher der Bischof wieder in's Elsaß zog und alle habsburgischen Dörfer bis gegen Mülhausen hin plünderte und verbrannte, da erschien inzwischen Graf Rudolf unversehens vor Klein-Basel, verheerte die Umgegend und brachte den Raub ungestört nach Seckingen. Wenige Tage nachher jedoch brach hier Feuer aus und verzehrte das Städtchen mitsammt der Beute, bis auf eine Kirche und vier Häuser. Noch an demselben Tage aber — es war der 17. August — erschien auf der Unglücksstätte der Bischof von Basel mit seinen Rittern, und nachdem er das Wenige geraubt, was er noch vorfand, zerstörte er die vom Brande verschont gebliebenen Thürme und Mauern. Dieses vergalt ihm der Habsburger schon nach acht Tagen dadurch, daß er zu Basel die noch unbefestigte Vorstadt vor dem Kreuzthore (die spätere St. Johannvorstadt) bei Nacht überfiel und in Brand steckte. Diese That mochte den Bischof umsomehr überraschen, da der Graf in der ganzen Umgegend keinen einzigen Rheinübergang mehr in seiner Gewalt hatte, seitdem die Brücke zu Seckingen verbrannt war. Aber Graf Rudolf führte Schiffe auf Wagen mit sich, vermittelst deren er jederzeit über den Rhein setzen konnte, so daß er unversehens bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer erschien. Immerhin konnte er nicht verhindern, daß auch die Anhänger des Bischofs, welche über die Rheinbrücken zu Basel, zu Rheinfelden und zu Neuenburg verfügten, in gleicher Weise fort und fort Streifzüge unternahmen. Auf einem solchen Zuge verbrannten die Neuenburger den festen Thurm zu Ottmarsheim,

einen alten Stammsitz des habsburgischen Hauses. Hinwiederum gelang dem Grafen Rudolf noch zum Jahresschluß die Einnahme der bischöflichen Burg zu Wehr, welche durch den Verrath eines Bauern am 30. December 1272 in seine Hände fiel. Die ganze Besatzung wurde gefangen genommen, und unter dieser befand sich auch des Bischofs Schwestersohn, der schon früher erwähnte Domherr Lütold von Röteln.

Bald nachher, d. h. zum Beginn des Jahres 1273, erschien Graf Rudolf wieder vor Basel, indem er mit geringer Macht neben der Stadt vorbeizog. Als der Bürgermeister Jakob Marschalk dieses erfuhr, ließ er die Bürger unter die Waffen treten, um hinauszuziehen. Er selber aber eilte ungesäumt mit einigen Reitern vor das Thor, um den Feind zu besehen. Als nun dieser sich immer weiter entfernte, als ob er einem Angriff der Basler entgehen wollte, da jagte der Bürgermeister den Weichenden nach, und mit solchem Ungestüm, daß nur wenige seiner Begleiter ihm zu folgen vermochten. Das bemerkten die Feinde, und plötzlich wandten sie um und umringten ihn, bis er nach tapferer Gegenwehr den Tod fand.

Während dieser Mißerfolg die Basler entmuthigte, benützte Graf Rudolf die nächstfolgenden Monate, um auch nach andern Seiten hin seinen Vortheil zu wahren und seine Macht zu vergrößern. Die Gräfin Anna von Kiburg, über welche er die Vormundschaft führte, war mittlerweile herangewachsen, und nun vermählte er sie seinem Vetter, dem Grafen Eberhard von Habsburg, dessen älterer Bruder Gottfried schon 1271 gestorben war. Dadurch erhielt Eberhard jene kiburgischen Lande an der Aare, von Thun bis Burgdorf, welche die Kiburger einst von den Zäringern geerbt hatten, und welche in letzter Zeit Graf Rudolf als Vormund der minderjährigen Gräfin Anna verwaltete. Auf diesen kiburgischen Landen lasteten jedoch beträchtliche Schulden. Um nun diese zu decken, verkaufte Eberhard dem Grafen Rudolf verschiedene Besitzungen, theils kiburgische, theils habsburgische, und zu diesen gehörten namentlich auch alle Güter und Rechte, welche die beiden Grafenhäuser bisher zu Schwyz, zu Sarnen und zu Stans besessen hatten. Außerdem noch wurde Graf Rudolf um diese Zeit auch Schirmvogt des Klosters St. Gallen, dessen kriegerischer Abt Berthold 1272 gestorben war, und dieses Amt bildete eine wesentliche Vermehrung seiner Macht, da die zahlreichen Vasallen des Klosters ihm fortan Heeresfolge zu leisten hatten. Stärker als je zuvor, zog nun Rudolf im Juli 1273 neuerdings gegen Basel, verwüstete einige Tage hindurch die Umgegend und wandte sich dann dem Elsaß zu, um auch die dortigen Besitzungen des Bischofs zu verheeren. Später aber, im September, erschien er neuerdings vor Basel und schlug bei St. Margarethen sein Lager auf. Da erschien eines Abends spät in seinem Zelte sein Schwestersohn, nämlich Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, und überbrachte ihm die Nachricht von seiner bevorstehenden Wahl zum deutschen König.

Schon 1272 war nämlich König Richard in England gestorben, und von denjenigen

Fürsten, welche einst den Gegenkönig Alfons von Castilien erwählt hatten, lebte kein einziger mehr. Es gelang daher den eifrigen Bemühungen des Erzbischofs Werner von Mainz, die Kurfürsten zu einer einmüthigen Wahl zu bewegen, und er war es auch, der ihre Blicke auf den Grafen Rudolf von Habsburg lenkte. Dieser hatte den Erzbischof 1260 auf seiner Romfahrt von Straßburg aus durch unser Land bis an die Alpen geleitet, und nachher wieder zurück, und von jener Zeit her stand der Graf bei dem Kirchenfürsten in hohen Gunsten. Auf des Erzbischofs dringende Empfehlung hin beschlossen daher die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten, keinen andern zum deutschen Könige zu wählen als den Grafen Rudolf von Habsburg.

IV. Die Zeiten König Rudolfs und der ewige Bund von 1291.

Als der Burggraf von Nürnberg dem Grafen Rudolf den Beschluß der Kurfürsten mittheilte, da glaubte dieser, er wolle mit ihm seinen Spaß treiben, und fuhr ihn unwillig an. Aber die Briefe, welche der Burggraf vorwies, ließen keinen Zweifel zu, und nun besann sich der künftige König nicht lange, sondern sandte seinen Neffen sofort nach Basel, mit Friedensanerbietungen an den Bischof. Für diesen klang die Nachricht, daß sein bisheriger Feind jetzt sein König werden solle, wie ein Donnerschlag, und erschreckt rief er aus: „Sitz fest, lieber Herr und Gott, sonst steigt er noch auf Deinen Thron!“ — Immerhin war er froh, daß der neue König zum Frieden geneigt war, und so wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die endgiltige Schlichtung der Fehde einem Schiedsgericht übertragen. In Folge dessen hob Graf Rudolf sein Lager vor Basel auf, gab alle Gefangenen frei und zog nach Frankfurt, wo schon am 1. October seine förmliche Wahl erfolgte. Einige Wochen später wurde er in Aachen gekrönt, und nun zog er von Köln aus wieder den Rhein herauf nach Basel, wo er am 13. Januar 1274 mit stattlichem Gefolge seinen Einzug hielt. Bei diesem Anlasse führte er auch seine Anhänger, nämlich die Ritter von der Gesellschaft zum Stern, wieder zurück in die Stadt, aus welcher sie seit mehr als zwei Jahren vertrieben waren. Die Städte Rheinfelden, Neuenburg und Breisach aber, deren Herrschaft er dem Bischof von Basel so lange umsonst bestritten hatte, gewann er jetzt dadurch für sich, daß er als König sie zu des Reiches Handen nahm. So ging er denn aus der langen und blutigen Fehde, welche um diese Städte war geführt worden, thatsächlich als Sieger hervor, und dieser Ausgang verdroß den Bischof Heinrich so sehr, daß er bald nachher starb.

Ueberall, wo der neue König nun hinzog, bestätigte er den Fürsten und Bischöfen, den Klöstern und Städten, ihre bisherigen Lehen und ihre Freiheiten. So bestätigte er in Basel

auch die Freiheiten der Reichsstadt Bern, welche ihren frühern Schirmvertrag mit Peter von Savoyen nach dessen Tode (1268) wieder aufgelöst hatte. Noch bevor aber der König Basel erreichte, schon am 8. Januar, ertheilte er auch dem Thale Uri einen neuen Freibrief, der dessen bisherige Reichsfreiheit bestätigte. Die Schwyzer hingegen wagten es nicht, ihm den alten Brief Kaiser Friedrichs, den sie einst vor Faenza erlangt hatten, zur Bestätigung vorzulegen. Aber immerhin war Rudolfs Erhebung zum König auch für sie ein Vortheil, indem sie nun, so lange er lebte, unmittelbar unter dem Oberhaupte des Reiches standen. In der That entwickelte sich unter seiner Regierung, neben aller Abhängigkeit nach aussen, doch in der Leitung der innern Angelegenheiten des Thales eine gewisse Selbständigkeit. Dieses tritt schon darin zu Tage, daß Schwyz erst unter König Rudolf anfing, ein eigenes Sigel zu führen, wie das reichsfreie Uri ein solches schon zu Kaiser Friedrichs Zeiten hatte. Noch unter Rudolfs Regierung geschah es auch, daß „die Gemeinde der Männer von Stans" für sich und zugleich für „das obere Thal", d. h. für Sarnen, ein gemeinsames Sigel anfertigen ließ. Die Leute von Stans und von Sarnen, d. h. von Nidwalden und Obwalden, fühlten sich also bereits als ein zusammengehöriges Ganzes, als Unterwaldner.

Eingedenk des vielen Unheils, welches der lange Streit zwischen Kaiser Friedrich und dem päpstlichen Stuhl über das Reich gebracht hatte, war Rudolf vor allem darauf bedacht, mit Papst Gregor X., der seit 1272 regierte, über ihr gegenseitiges Verhältniß sich zu verständigen. Zu diesem Zwecke hielt er mit Letzterm im October 1275 eine Zusammenkunft zu Lausanne, und auf dieser wurde für das kommende Frühjahr Rudolfs Romfahrt zur Kaiserkrönung verabredet. Als jedoch wenige Monate später Gregor X. starb, da wurden neue Verhandlungen nöthig, und Rudolfs Romfahrt mußte verschoben werden. Dieselbe kam jedoch überhaupt nie zur Ausführung, und Rudolf wurde niemals Kaiser. Statt dessen erwuchs ihm zunächst eine andre und dringendere Aufgabe, nämlich der Kampf mit dem mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches, mit dem Böhmenkönig Ottokar. Diesem war es zur Zeit der allgemeinen Verwirrung gelungen, das Herzogthum Oestreich an sich zu bringen, dessen altes Fürstenhaus schon unter Kaiser Friedrich erloschen war, und seither beherrschte er beinahe den ganzen Südosten des Reiches. Stolz auf diese seine Macht, blickte er mit Geringschätzung auf den Grafen von Habsburg, und als dieser dennoch König geworden war, da verweigerte er ihm beharrlich die Huldigung, trotz aller Mahnungen und Vorladungen. Als jedoch König Rudolf 1276 mit einem Heere nach Oestreich zog, wo das ganze Land sofort sich für ihn erklärte, als ferner die Ungarn sich mit ihm verbanden, und als selbst in Böhmen ein Aufstand um sich griff, da erschrack Ottokar ob der Menge der Feinde. Er unterwarf sich daher dem deutschen Könige, indem er ihm für Böhmen und Mähren als Lehenträger huldigte, auf Oestreich aber gänzlich verzichtete.

Als nun König Rudolf nach geschlossenem Frieden sein Heer entlassen hatte und

nur mit geringem Gefolge in Oestreich blieb, da erwachte in Ottokar wieder das alte Selbstgefühl, und es verdroß ihn mehr und mehr, daß er dem Habsburger sich unterworfen hatte. Da nun überdieß wegen der Ausführung einzelner Bestimmungen des Friedensvertrages sich noch Schwierigkeiten erhoben, so trat zwischen den beiden Königen neuerdings eine wachsende Spannung zu Tage, und es kam so weit, daß Ottokar insgeheim gegen Rudolf rüstete. Als Letzterer im Juni 1278 dieses erfuhr, da ließ er in Oestreich sofort ein allgemeines Aufgebot ergehen, und zugleich sandte er Eilboten an den Rhein und in's ganze Reich, um die Fürsten zum schleunigen Zuzuge zu mahnen. Aber diese zeigten sich meistens gleichgiltig, oder wenigstens saumselig, und einige standen sogar, durch reichliche Geldspenden bestochen, in's geheim auf Ottokars Seite. Eine rühmliche Ausnahme jedoch bildete der Bischof von Basel, der Nachfolger des 1274 verstorbenen Heinrich von Neuenburg. Auch dieser hieß Heinrich wie sein Vorgänger; jedoch war er kein Graf wie jener, sondern der Sohn eines Schmieds, aus dem Städtchen Isny in Schwaben. Als Barfüßermönch war er des Grafen Rudolf von Habsburg Beichtvater gewesen, und diesem Umstande verdankte er seine Erhebung. Auch als Bischof aber gehörte er zu des Königs vertrautesten Rathgebern und wurde zu wiederholten Malen mit wichtigen Sendungen nach Rom und nach England betraut. Dieser war es nun, der im Verein mit Konrad Werner von Hadstadt, dem Landvogte des Königs im obern Elsaß, in Basel in aller Eile eine Schaar von etwa hundert Rittern sammelte und nach Oestreich führte. Auf ihrem Wege durch Schwaben schloß eine ähnliche Schaar sich ihnen an, so daß ihre Zahl sich verdoppelte, und so zogen sie rastlos weiter bis nach Wien.

Als Bischof Heinrich mit diesem Häuflein am 20. August Wien erreichte, da war König Rudolf an der Spitze des östreichischen Aufgebots bereits zu Felde gezogen, um sich an der March, dem Grenzflusse gegen Ungarn, mit dem ungarischen Heere zu vereinigen. Denn schon war der Böhmenkönig in Oestreich eingedrungen, und eine Schlacht war nahe bevorstehend. Der König erwartete daher von Tag zu Tag mit wachsender Sorge den Zuzug aus dem Reiche und namentlich aus seinen Stammlanden; denn auf diese setzte er weit größeres Vertrauen als auf die Oestreicher und Ungarn, welche er jetzt um sich hatte. Es war daher für ihn eine sehr unliebsame Nachricht, als er durch Bischof Heinrich vernahm, daß selbst Graf Albrecht, sein eigener Sohn, mit seinen Rüstungen noch im Rückstande war. Umsomehr aber schätzte er den Eifer des Bischofs, der ihm schon jetzt eine zwar kleine, jedoch auserlesene Schaar zuführte. Da nun für die nächsten Tage keine weitern Zuzüge mehr in Aussicht standen, so beschloß er, nicht länger zu zögern, sondern mit den vorhandenen Streitkräften den Entscheidungskampf zu wagen. Er hob daher sein Lager auf und rückte in nördlicher Richtung vor, bis in der Ferne die Zelte des feindlichen Heeres

sichtbar wurden. Nun aber wurde Halt gemacht, und Alles rüstete sich auf den folgenden Tag zur Schlacht.

Am nächsten Morgen — es war der 26. August 1278 — zogen die beiden Heere, jedes in mehrere Haufen getheilt, vorsichtig und ohne Eile gegen einander. Während dieses langsamen Vorrückens erhob der baselische Ritter Rudolf Ze Rhin (Zu Rhein) seine Stimme und sang ein damals allbekanntes Gebetlied an die Jungfrau Maria, und zwar so laut, daß Freund und Feind ihn hörten. Aber noch war dieser Gesang nicht zu Ende, da vermochte ein andrer Ritter, Heinrich Schörlin von Basel, sein feuriges Pferd nicht länger zu halten; aus seiner Schaar hervorbrechend, sah man ihn plötzlich ganz allein dem Feind entgegenrennen. Da rief König Rudolf: „Auf, auf, wir müssen ihm helfen!“ — und sofort jagten die nächsten Reiterschaaren dem Schörlin nach und warfen sich mit Ungestüm auf die herannahenden Böhmen. Diese jedoch drangen ebenso unerschrocken vor, und so entspann sich bald ein Handgemenge, in welchem hüben und drüben viele erschlagen wurden. König Rudolf, damals im sechszigsten Lebensjahre, war selber mitten im Schlachtgewühl; doch trug er vorsichtshalber keinerlei königliche Abzeichen, sondern nur eine unscheinbare und rostfleckige Rüstung, an welcher nirgends sein Wappen zu sehen war. Dennoch erkannte ein thüringischer Ritter aus Ottokars Heer, welcher früher unter Rudolf gedient hatte, den König an seiner zwar hohen, doch etwas vorgebeugten Gestalt. Sofort drang er auf ihn ein und gab mit seiner Lanze dem Pferde einen Stich, so daß es zu Boden stürzte und der König mit ihm. In dieser hilflosen Lage vermochte Rudolf nur noch den Schild über sich zu halten, um gegen die Streiche des Gegners sich zu decken; sobald aber sein Arm ermüdete, so war er verloren. Da kam ihm der thurgauische Ritter Heinrich von Ramswag zu Hilfe, der den Angreifer mit einem tödtlichen Streiche traf. Mit einigen andern Rittern half er hierauf dem Könige wieder auf und führte ihn aus dem Getümmel hinweg, damit er ein frisches Pferd besteigen konnte.

Als nun der König wieder zu Pferde saß, sah er sich von mehr als fünfzig Rittern umgeben, welche alle aus dem Treffen gewichen waren, um ihm das Geleite zu geben. Da rief er unwillig: „Was kümmert ihr euch um mich, statt um die Schlacht!“ — und sofort führte er sie wieder in's Gefecht, indem er mit dieser Schaar dem Feind in die Seite fiel. Um dieselbe Zeit aber eilte auch die Nachhut, welche bisher hinter dem Heere auf einem Hügel gestanden hatte, von diesem herab und in's Treffen. Da schrie Markgraf Heinrich von Hochberg, der an diesem Tage die Reichsfahne trug, mit überlauter Stimme: „Sie fliehen!“ — Diesen Siegesruf wiederholten die Nächsten, und wie ein Lauffeuer verbreitete er sich durch das ganze Heer, so daß Alles mit neuem Muthe vordrang. Hierüber betroffen, begannen die Böhmen jetzt wirklich zu wanken, und als Ottokar dieß gewahr wurde, befahl auch er seiner Nachhut vorzurücken. Jedoch diese Schaar befehligte ein

böhmischer Edelmann, welcher insgeheim Ottokars Feind war, weil dieser einst seinen Bruder auf hinterlistige Weise in einem brennenden Thurm hatte umkommen lassen. Jetzt war für ihn der Augenblick gekommen, seinen Bruder zu rächen, und so eilte er mit der ganzen Nachhut vom Schlachtfelde hinweg und überließ den bedrängten Ottokar seinem Schicksal. In dieser Noth, als das böhmische Heer mehr und mehr zurückwich und die Zahl der Fliehenden überhandnahm, kämpfte Ottokar noch immer wie ein Held, bis er zuletzt verwundet wurde und sich gefangen geben mußte. Noch bevor er jedoch vor König Rudolf gebracht werden konnte, wurde der Verwundete von einem östreichischen Edelmanne aus persönlicher Rache ermordet. Sein Heer aber löste in wilder Flucht sich völlig auf; viele wurden erschlagen, manche gefangen, und nicht wenige ertranken in den Fluthen der March. So erfocht König Rudolf an diesem Tage einen glänzenden Sieg, welcher nicht nur für Oestreich und Böhmen die Entscheidung brachte, sondern im ganzen deutschen Reiche sein Ansehen hob und seine Macht neu befestigte. Unter allen Fürsten dieses Reiches aber war Bischof Heinrich von Basel der einzige, welcher bei diesem Entscheidungskampf im Heere des Königs sich befand. So klein auch die Schaar war, die er aus unsern Landen ihm zuführte, so wesentlich war doch der Antheil, den sie an diesem folgenreichen Siege hatte.

Mit den besiegten Böhmen schloß König Rudolf einen Frieden, laut welchem Ottokars Sohn, sobald er mehrjährig würde, die böhmische Krone empfangen sollte. Das Herzogthum Oestreich hingegen behielt er in eigener Verwaltung, um es später seinem Sohne Albrecht zu verleihen. Er verließ daher dieses Land erst 1281, nachdem kurz zuvor seine Gemahlin, die Königin Anna, gestorben war, welche ihrem Wunsche gemäß im Münster zu Basel begraben wurde. Von dieser Zeit an zog der König im Reiche umher, indem er sich überall bemühte, den während seiner langen Abwesenheit vielfach gestörten Landfrieden wieder herzustellen. Um jedoch dieses Ziel zu erreichen, sah er sich an manchen Orten genöthigt, mit Waffengewalt einzugreifen, und so namentlich auch in den westlichen, ehemals burgundischen Gegenden. Zunächst war es Graf Philipp von Savoyen, der jüngere Bruder und Nachfolger des 1268 verstorbenen Grafen Peter, der sich weigerte, die Reichsorte Murten und Payerne dem Reiche zurückzugeben, welche er während des Zwischenreichs in Besitz genommen hatte. Noch weniger wollte der mächtige Graf Otto von Hochburgund dem deutschen Könige huldigen. Sein Bruder Rainald aber, der Erbe des kinderlosen Grafen Dietrich von Mömpelgard, behielt mit Gewalt die Stadt Pruntrut, welche letzterer vom Bischof von Basel nur zu Lehen empfangen hatte. Als nun Bischof Heinrich des Königs Hilfe anrief, zog Rudolf im Frühjahr 1283 mit dem Bischof gegen Pruntrut und eroberte nach sechswöchentlicher Belagerung Stadt und Schloß. Nach diesem Siege zog er im Juli gegen den Grafen von Savoyen und belagerte sechs Monate hindurch die Stadt Payerne, bis zuletzt der Hunger die Besatzung zur Uebergabe zwang. Zu dieser langen

Belagerung erhielt er einen Zuzug sowohl von Bern als von Freiburg, welch letztere Stadt er von seinem Vetter Graf Eberhard von Habsburg schon 1277 durch Kauf erworben hatte. Als nun Payerne gegen Ende December sich ergab, da schloß Graf Philipp von Savoyen mit dem Könige Frieden, indem er ihm auch Murten abtrat.

Kaum schien durch diesen Friedensschluß im Südwesten des Reiches die Ordnung befestigt, so sah sich König Rudolf von andrer Seite her ernstlich bedroht, und zwar durch einen Betrüger, der sich für den längst verstorbenen Kaiser Friedrich ausgab. So wenig derselbe Glauben verdiente, so fand er doch bald einen großen Anhang, und zwar nicht nur unter einigen dem König abgeneigten Fürsten, sondern namentlich auch in den Reichsstädten. Denn hier herrschte große Unzufriedenheit wegen der neuen und hohen Steuern, welche der König diesen Städten auferlegt hatte. So kam es, daß der angebliche Kaiser Friedrich, welcher anfänglich am Niederrhein sein Wesen getrieben, unter stets wachsendem Anhange bis nach Wetzlar gelangte und in dieser Reichsstadt seinen Einzug hielt. Schon hatten sogar im Elsaß mehrere Städte sich gegen König Rudolf erhoben, als es diesem noch rechtzeitig gelang, die Stadt Wetzlar mit Heeresmacht einzuschließen und durch längere Belagerung zur Auslieferung des Betrügers zu nöthigen. Der falsche Friedrich, der nach seinem wirklichen Namen „Holzschuh" hieß, erlitt nun den Feuertod. Aber die Bewegung unter den Reichsstädten hatte sich bereits bis in unsere Gegend verbreitet, und hier war es namentlich Bern, welches dem König die neue Steuer verweigerte. Diese Stadt konnte allerdings noch mehr als andre über den Steuerdruck sich beschweren, da im Frühjahr 1285 ein großer Brand mehr als die Hälfte ihrer Häuser in Asche gelegt hatte. Ueberdieß aber wurde Bern in seinem Widerstande bestärkt durch den dem Könige feindlich gesinnten Grafen Amadeus, den Neffen und Nachfolger des 1285 verstorbenen Philipp von Savoyen. Dieser suchte Verbündete gegen den König, und es gelang ihm auch später, d. h. im Juni 1288, mit dem Grafen Otto von Hochburgund und dessen Bruder, dem Grafen Rainald von Mömpelgard, ein Bündniß zu schließen „gegen Jedermann, besonders gegen die Deutschen."

Noch bevor dieses Bündniß zu Stande kam, schon 1287, befehdete Graf Rainald von Mömpelgard den Bischof Peter von Basel, den Nachfolger des 1286 zum Erzbischof von Mainz beförderten Bischofs Heinrich von Isny, und als es zum Treffen kam, da erfocht er über den Bischof einen glänzenden Sieg. Die voreilige Flucht eines Verbündeten des Bischofs, nämlich Graf Egons von Freiburg, soll diese Niederlage verursacht haben, in welcher nicht nur viele Basler umkamen, sondern auch eine große Zahl von Rittern und Bürgern in Gefangenschaft geriethen. Während nun dieses im Westen geschah, war König Rudolf durch die Empörung einiger der mächtigsten Grafen in Schwaben vollauf beschäftigt. Erst als diese unterworfen waren, wandte er sich im März 1288 wieder unsern Gegenden zu, und zwar zunächst zur Belagerung des nicht weit von Schaffhausen gelegenen

Raubschlosses Weissenburg. Sechs Wochen blieb er vor dieser festen Burg, bis die Untergrabung ihrer Mauern gegen Ende April ihre Eroberung herbeiführte. Nachdem er dieses Raubnest von Grund aus zerstört, seine Insassen aber zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt hatte, wandte er sich von hier aus zunächst gegen Bern, in der Absicht, zuerst diese Stadt zu unterwerfen und dann erst gegen den Grafen Rainald vorzugehen.

Schon im Mai erschien der König mit seinem Heere vor Bern und schlug, dieser Stadt gegenüber, auf dem rechten Ufer der Aare sein Lager auf. Seine erste Sorge war nun, auf das linke Ufer hinüber zu gelangen, um die Stadt von Westen her anzugreifen, d. h. von der einzigen Seite, auf welcher sie nicht von der Aare umflossen wird. Zu diesem Zweck erbaute er oberhalb der Stadt eine Schiffbrücke, und als diese vollendet war, unternahm er am 4. Juni einen Sturm. Der Hauptangriff erfolgte auf der Westseite, und zwar zunächst gegen ein wohlbefestigtes Kloster, welches hart vor dem Stadtthore lag. Gleichzeitig aber wurde auch am entgegengesetzten Ende ein Sturm unternommen, nämlich gegen die Brücke über die Aare, welche den östlichen Zugang zur Stadt bildete. Hier erhob sich auf dem rechten Ufer, unmittelbar vor der Brücke, ein Siechenhaus, und auch dieses hatten die Berner als äußerstes Vorwerk befestigt. Doch dieser gleichzeitige Angriff auf zwei Seiten, an der Brücke und vor dem westlichen Thore, überraschte die Vertheidiger keineswegs. Dank der umsichtigen Leitung des Schultheißen Ulrich von Bubenberg waren nicht nur auf allen Mauern und Thürmen genügende Wachen aufgestellt, sondern es stand jederzeit mitten in der Stadt eine Schaar bereit, um nach jedem bedrohten Punkte sofort Verstärkung zu senden. So stießen denn die Angreifer an beiden Enden auf mannhaften Widerstand, und alle ihre Anstrengungen, jene Außenwerke zu erobern oder doch wenigstens in Brand zu stecken, blieben völlig erfolglos, so daß sie zuletzt ermüdet und entmuthigt vom Sturme abließen.

Vierzehn Tage nach diesem mißlungenen Sturme hob König Rudolf die Belagerung auf und ließ nur in Laupen seinen Sohn Rudolf mit einer Schaar zurück. Er selber aber zog mit dem übrigen Heere durch den Jura gegen Mömpelgard, den Grafen Rainald zu bekriegen. Nachdem er drei Wochen hindurch dessen Land verwüstet und Mömpelgard belagert, fügte sich dieser dem Willen des Königs, indem er sofort alle Gefangenen freigab, welche seit jener Niederlage des Bischofs von Basel in seiner Haft sich befanden, und für die er bisher ein überaus hohes Lösegeld gefordert hatte. Sobald nun in dieser Weise der Friede zwischen dem Bischof und dem Grafen wieder hergestellt war, zog der König über Basel neuerdings gegen Bern. Während dieser zweiten Belagerung ließ er Schiffe und Flöße zurüsten, welche mit dürrem Holz und mit Pech und Harz beladen wurden; aber erst am 14. September, nachdem er volle fünf Wochen vor der Stadt gelegen, ließ er wieder gegen sie stürmen. Während dieses Sturmes ließ er die mit Brennstoff beladenen Schiffe und

Flöße anzünden und losbinden, um damit die Mühlen an der Aare und die hölzerne Brücke in Brand zu stecken. Jedoch die Berner übergossen ihre Brücke mit Wasser und hielten mit Stangen und Hacken die brennenden Schiffe und Flöße von den Jochen ab, so daß sie zwischen diesen hindurchfuhren, ohne Schaden zu thun. Der Sturm überhaupt aber gelang so wenig wie bei der ersten Belagerung, und deshalb zog der König unverrichteter Dinge schon am folgenden Tage ab. Immerhin ließ er in den Burgen der Umgegend, zu Laupen und anderswo, starke Besatzungen zurück, und diese unternahmen fortan häufige Streifzüge, welche der Stadt die Zufuhr sehr erschwerten. In Folge dessen litten die Berner zeitweise empfindlichen Mangel, namentlich an Salz, und deshalb unternahmen sie auch ihrerseits den Winter hindurch manchen Raubzug in das benachbarte habsburgische Gebiet.

Als in dieser Weise der kleine Krieg bis in's Frühjahr 1289 fortwährte, da geschah es in der Morgenfrühe des 27. April, daß in der Nähe von Bern, auf dem rechten Aarufer, einige habsburgische Reiter erschienen und das Vieh, das sie dort auf der Waide fanden, als gute Beute mit sich forttrieben. Sobald diese Nachricht in die Stadt gelangte, griffen in den Gassen zunächst bei der Brücke die Bürger zu den Waffen, und ein dort wohnender Venner oder Pannerherr, Werner Brügger, rief sie zusammen und zog hinaus, ohne abzuwarten, was Schultheiß und Rath beschließen würden. Seinem Beispiele folgend, eilten noch viele ihm nach, so daß ihrer bald einige hundert wurden. Vor dieser Schaar wich der keineswegs zahlreiche Feind zurück bis an die Waldung bei der Schoßhalde. Da erschienen plötzlich, hinter dem Gehölz hervorbrechend, wohl dreihundert Reiter, geführt von Herzog Rudolf, dem Sohne des Königs. Die Berner, zu Fuß wie sie waren, blieben sofort stehen, einen dichten Haufen bildend, mit allseitig vorgehaltenen Spießen. Diese entschlossene Haltung hatten die Ritter nicht erwartet; sie stutzten und hielten an, und Keiner wagte sich vor, den Angriff zu beginnen. Da rief Herzog Rudolf: „Wehe mir, so habe ich denn Niemanden, der den Haufen der Feinde zu durchbrechen vermöchte, oder auch nur ihn anzugreifen wagte!“ — Diesen Vorwurf hörte Graf Ludwig von Homburg, und rasch entgegnete er: „So will ich allein euern Wunsch erfüllen; ich wag's!“ — Mit diesen Worten spornte er sein Pferd, und mit eingelegter Lanze rannte er geraden Laufs in den Feind. Aber sofort stürzten Mann und Roß, von vielen Spießen durchbohrt, zu Boden und fanden einen jammervollen Tod. Da erfaßte die übrigen Ritter Beschämung und Wuth zugleich, und alle stürzten sich jetzt auf den Feind, den tapfern Homburger zu rächen. In dem grimmigen Handgemenge, das nun sich entspann, fällten die Berner manchen Ritter zu Boden, indem sie die Pferde erstachen. Aber dennoch vermochten sie dem übermächtigen Andrang auf die Länge nicht zu widerstehen; ihr Schlachthaufe wurde durchbrochen und löste sich auf. Werner Brügger der Venner wurde erschlagen, und um

die Fahne, die er getragen, wurde so gestritten, daß ein Fetzen aus ihr herausgerissen wurde. Dennoch blieb diese Fahne in den Händen der Berner; aber nur Wenige kehrten mit ihr zurück in die Stadt. Denn auf der Walstatt blieben mehr als hundert Todte, und über hundert und fünfzig fielen in die Hände der Sieger als Gefangene. An diesen Letztern aber nahm der erzürnte Herzog Rudolf noch blutige Rache für den erschlagenen Homburger, indem er die Vornehmsten unter ihnen enthaupten ließ.

Als an diesem Unglückstage das geringe Häuflein der Berner mit ihrer zerrissenen Fahne in die Stadt zurückkehrte, da entsank dem Rath und der Bürgerschaft der Muth, den Widerstand noch länger fortzusetzen. Sie sandten daher den Schultheißen Ulrich von Bubenberg sammt andern Rathsgliedern zum Könige, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten. König Rudolf, dieses Erfolges froh, gewährte der Stadt den Frieden unter milden Bedingungen und ließ ihr ungeschmälert alle ihre bisherigen Freiheiten. Wenige Wochen später aber, im Juni, begab er sich nach Basel und sammelte dort ein Heer gegen den Grafen Otto von Hochburgund, der ihm schon so lange die Huldigung verweigert und zudem noch über die Reichsstadt Besançon die Herrschaft sich angemaßt hatte. Unter den vielerlei Zuzügen, welche nun im Laufe des Juli in Basel eintrafen, befand sich auch eine Schaar von 1500 Mann aus den Waldstädten, und da unter ihnen die Schwyzer weitaus die zahlreichsten waren, so wurde in Basel und im Heere die ganze Schaar nach diesem Thale benannt. Diese Schwyzer bildeten übrigens nur einen kleinen Theil der beträchtlichen Streitmacht, welche Anfangs August sich von Basel aus in Bewegung setzte. Denn dieses Heer zählte gegen 6000 Reiter, worunter mehr als 2000 schwerbewaffnete Ritter, und im Fußvolke belief sich die Zahl der Armbrustschützen allein schon auf 3000 Mann, diejenigen der Spießträger aber mindestens auf das Zehnfache. Es zogen also mit dem Könige jedenfalls 40 bis 50,000 Streiter in's Feld, und diesen folgte ein endloser Zug von mehreren tausend Wagen.

Von Basel zog König Rudolf zunächst durch den Sundgau bis nach Héricourt, dem ersten Städtchen in Hochburgund. Von hier aus rückte das Heer im Feindesland ungehindert vor, wobei unterwegs alle Erntefelder verwüstet, und alle Ortschaften geplündert und verbrannt wurden. So erreichte der König in der letzten Woche des August bei Besançon den Doubs, der diese Stadt auf drei Seiten umfließt, und schlug am rechten Ufer dieses Flusses, der Stadt gegenüber, sein Lager auf. Als er nun bald erfuhr, daß kaum vier Stunden entfernt, stromaufwärts auf dem linken Ufer, das Heer der Burgunder stehe, da wollte er, vor Besançon bleibend, ihren Angriff abwarten; denn er hoffte durch eine entscheidende Schlacht den Feldzug rasch zu beendigen.

Bei diesem Zuwarten ging jedoch schon nach wenigen Tagen der Mundvorrath zur Neige, so daß vor den Ohren des Königs über Mangel geklagt wurde. Dieser war jedoch

der Mann, um seinen Kriegern auch in der Genügsamkeit zum Vorbild zu dienen; denn gerade aus diesem Feldzuge wird von ihm berichtet, daß er einen Riß an seinem grauen Wamse selber zugenäht habe. Auf die Klage, daß man hier Hunger leiden müsse, blieb er daher die Antwort nicht schuldig, sondern deutete auf den Rübenacker, der vor ihm lag, riß selber eine Rübe aus, schälte sie mit seinem Messer und aß sie roh, indem er die Klagenden einlud, dasselbe zu thun. Jedoch auch die Rüben auf allen Feldern waren bald verzehrt, und schon acht Tage nach Errichtung des Lagers ließ sich der wirkliche Mangel an Lebensmitteln nicht länger in Abrede stellen. Der König entschloß sich daher, den Uebergang über den Fluß zu wagen und den Feind, der nicht kommen wollte, aufzusuchen und zur Entscheidungsschlacht zu nöthigen. Aber Graf Otto hatte sein Lager zwischen dem Ufer des Flusses und einem steil aufsteigenden Berge aufgeschlagen, und die einzige Seite, welche einen leichten Zugang gewährt hätte, war durch eine starke Verschanzung mit Wall und Graben geschützt. Als der König dieses wohlbefestigte Lager sah, hielt er es nicht für rathsam, einen Sturm auf dasselbe zu wagen, sondern zog es vor, das burgundische Heer in dieser Stellung eingeschlossen zu halten und ihm die Zufuhr abzuschneiden. Denn er war überzeugt, daß schon nach wenigen Tagen der Mangel an Lebensmitteln auch den Feind zwingen werde, sein Lager zu verlassen und das Glück der Waffen in offener Feldschlacht zu versuchen.

Indeß nun, diesem Plane gemäß, das Heer den Verschanzungen des Feindes gegenüber seine Zelte aufschlug, machten noch an demselben Abend einige hundert Schwyzer sich auf, die Umgegend zu durchstreifen. Ihr nächstes Ziel war jener mächtige Berg, hinter welchem das feindliche Lager sich ausbreitete, und bald waren sie auf der Höhe und schauten hinab auf die Menge der burgundischen Zelte, von welchen nichts mehr sie trennte als ein steiler und waldiger Abhang. So unwegsam derselbe den Burgundern erscheinen mochte, so war er doch den Söhnen der Alpen kein unüberwindliches Hinderniß, sondern im Gegentheil geeignet zu einem kühnen Ueberfall. Sobald daher die Nacht hereinbrach, eilten sie den Abhang hinunter und stürzten sich mit Geschrei auf die nächsten Zelte. Hier erregte ihr Erscheinen Schrecken und Entsetzen, und wer nicht eilig floh, den hieben sie nieder. Indeß nun die Fliehenden das Lager mit ihren Weherufen erfüllten und überall Angst und Verwirrung verbreiteten, rafften die Schwyzer in Eile so viele Beute zusammen, als sie zu tragen vermochten, und stiegen siegesfroh wieder den Abhang hinan, um zum Heere des Königs zurückzukehren. Unter den Burgundern aber, die einen solchen Angriff gar nicht für möglich gehalten hatten, erregte dieser Ueberfall eine derartige Bestürzung, daß Graf Otto seine Sache für verloren gab und schon am folgenden Morgen mit König Rudolf Unterhandlungen anknüpfte. In der That kam ein Friedensschluß zu Stande, indem Graf Otto sich dem König unterwarf und ihm gelobte, innerhalb drei Wochen in Basel zu

erscheinen und dort für die Grafschaft Hochburgund ihm als Lehenträger zu huldigen. So kehrte König Rudolf mit seinem Heere als Sieger nach Basel zurück, wo am 20. September die feierliche Huldigung des Burgunders wirklich stattfand. Die Männer von Schwyz aber, die durch ihren nächtlichen Ueberfall diesen Erfolg so wesentlich gefördert hatten, empfingen vom König als Geschenk eine rothe Fahne, welche fortan das Feldzeichen ihres Landes blieb.

Nach diesem siegreichen burgundischen Feldzuge sah König Rudolf sich genöthigt, nach Sachsen und Thüringen zu ziehen, wo ihn die Herstellung des Landfriedens das ganze Jahr 1290 hindurch beschäftigte, und erst 1291 kehrte er in unsre Lande zurück. Stets auf die Vermehrung der habsburgischen Hausmacht bedacht, benützte er die Geldverlegenheit der einst reichen, aber damals tief verschuldeten Abtei Murbach und kaufte von ihr die Stadt Luzern, sammt allen umliegenden Besitzungen dieses Klosters. Nach diesem Kaufe zog er im Mai bis Murten, wo er für die burgundischen Lande noch einige wichtige Verfügungen traf. Wenige Monate später aber, am 15. Juli 1291, starb König Rudolf zu Speier, und im dortigen Dome, bei den Gräbern der frühern Kaiser und Könige, fand auch er seine letzte Ruhestätte.

Noch wenige Wochen vor seinem Hinscheid hatte der König auf dem Reichstage zu Frankfurt sich bemüht, die Thronfolge seinem Sohn Albrecht zu sichern, jedoch vergeblich; denn er hatte von den Kurfürsten die gewünschte Zusage nicht erlangt. Als nun die Todesbotschaft das Reich durchflog, da war die nächste Folge ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Denn Niemand konnte wissen, ob die Kurfürsten eine einstimmige Wahl treffen werden, oder ob dem Reiche auf's neue jene Zeiten der Verwirrung bevorstehen, wie sie vor König Rudolfs Thronbesteigung so lange gewährt hatten. Alle diejenigen aber, welche bisher zu des Königs offenen Gegnern gehört, oder seine Herrschaft ungerne ertragen hatten, erhoben jetzt ihr Haupt und faßten neuen Muth, indem sie durch Bündnisse sich zusammenschlossen. Zu diesen Gegnern des verstorbenen Königs — und mithin auch seines Sohnes Albrecht — gehörte im Westen unsres Landes vor allen der Graf von Savoyen, der schon drei Wochen nach des Königs Tode zu Felde zog, um sich der früher abgetretenen Städte Payerne und Murten wieder zu bemächtigen. Ihm schlossen sich nicht nur verschiedene Grafen und Herren an, sondern auch die Reichsstadt Bern, deren Bürger wegen des Steuerdrucks und der Niederlage an der Schoßhalde gegen König Rudolf und sein Haus erbittert waren, wiewohl sie 1289 sich nothgedrungen unterworfen hatten. Gleicherweise war im Osten unseres Landes die Reichsstadt Zürich unzufrieden über die hohen Steuern, welche der König von ihr bezogen hatte, und deshalb bildete sie jetzt den Mittelpunkt eines Bundes, welchem mehrere dem Hause Habsburg abgeneigte Grafen angehörten, und dem sogar Bischof Rudolf von Constanz beitrat, wiewohl er des verstorbenen Königs leiblicher Vetter war.

Noch bevor jedoch diese Bündnisse im Osten und Westen unseres Landes zu Stande kamen, fand die Nachricht vom Tode König Rudolfs ihren Wiederhall auch in den Thälern der Waldstädte. Sobald sie die Botschaft vernahmen, erkannten die Männer von Schwyz, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen sei. Sie erinnerten sich dessen, was vor mehr als vierzig Jahren geschehen, an den Bund, den sie damals mit ihren Nachbarn von jenseits des Sees geschlossen, und an die Burgen, die sie kraft dieses Bundes gebrochen hatten. Zwar hatten sie bald nachher in die Zeitumstände sich fügen müssen, da Kaiser Friedrich, für den sie Partei ergriffen, im Kampfe gegen das Papstthum unterlegen war. Jetzt aber, da auch König Rudolf gestorben war, standen auf's neue dem Reiche wichtige Veränderungen bevor. Ob nun diese sich für die schwyzerischen Freiheitsbestrebungen günstig oder ungünstig gestalten würden, das konnte erst die Zukunft lehren. Für alle Fälle jedoch schien es rathsam, sich zuverlässige Bundesgenossen zu sichern, und deshalb sandten die Schwyzer hinüber nach Uri und Unterwalden, um eine Erneuerung der alten Bünde ihnen anzutragen. Wie sie selbst, so dachten auch diese ihre Nachbarn, und allseitig wurde die Sache mit solchem Eifer betrieben, und stimmten die Meinungen so sehr überein, daß schon am 1. August — also nur 17 Tage nach des Königs Tode — der Bundesbrief konnte ausgefertigt und besiegelt werden.

Dieser lateinisch verfaßte Pergamentbrief, von welchem jetzt einzig noch das für Schwyz bestimmte Exemplar erhalten ist, wurde ausgestellt durch „die Männer des Thales Uri, die Gemeinde des Thales Schwyz und die Waldleute des untern Thales insgemein" (d. h. von Unterwalden). Diese alle gelobten „im Hinblick auf die schlimme Zeit, in der sie lebten," gegen jeden feindlichen Angriff nach Kräften einander beizustehen und sich gegenseitig, bei eintretender Noth, auf eigene Kosten zu Hilfe zu ziehen. Dieses bekräftigten sie durch einen Eid, zur Erneuerung des alten Bundes, den einst ihre Väter beschworen. Außerdem gelobten sie, in ihren Thälern keinen Richter zu dulden, der sein Amt irgendwie gekauft hätte, oder der nicht ihr Landsmann wäre. Würde aber unter den Eidgenossen eine Mißhelligkeit entstehen, so sollten die Einsichtigeren aus ihrer Mitte zusammentreten, um den Streit nach ihrem Ermessen zu entscheiden. Weiter wurden in diesen Brief noch verschiedene Bestimmungen aufgenommen über Handhabung des Landfriedens, über Bestrafung gemeiner Verbrechen und über die Rechtspflege überhaupt. Zum Schluß aber wurde festgesetzt, daß alle diese für das gemeine Wohl gefaßten Beschlüsse, so es Gott gefalle, auf immer in Kraft bleiben sollten. Es war also nicht ein Bündniß für eine bestimmte Zahl von Jahren, wie sie in jener Zeit so vielfach geschlossen und dann später wieder aufgelöst wurden; sondern dieser Vertrag vom 1. August 1291 war ein Bund, der die drei Thäler für alle künftigen Zeiten bleibend und fest mit einander verbinden sollte.

Die Fassung dieses Bundesvertrages zeugt von großer Vorsicht. Denn nach seinem Wortlaut erscheint als eigentlicher Zweck nur die Erhaltung des bisherigen Rechtszustandes der drei Thäler, also noch keineswegs die Aufhebung jener Herrschaftsrechte, welche das Haus Habsburg in Schwyz und Unterwalden ausübte. Wohl aber will er der weitern Entwicklung habsburgischer Landeshoheit vorbeugen, und dahin zielt die Bestimmung, daß kein Auswärtiger als Richter dürfe angenommen werden. Schon hierin lag jedoch eine gewisse Beschränkung der landgräflichen Rechte, welche das Haus Habsburg auszuüben hatte, und es war vorauszusehen, daß früher oder später sich hierüber mit den Habsburgern ein Streit erheben werde. Die Stifter des Bundes verhehlten sich dieses auch keineswegs; denn bald nachher, d. h. am 16. October 1291, schlossen Uri und Schwyz auf drei Jahre ein Bündniß mit Zürich, und dadurch traten sie in Verbindung mit jenem schon erwähnten größern Bunde, dessen Mittelpunkt die genannte Stadt war. Es stand also zunächst ein Kampf mit dem Hause Habsburg bevor, und von seinem Ausgange hing die ganze Zukunft der drei Thäler ab. Was aber die Schwyzer schon so lange erstrebt hatten, nämlich die Reichsfreiheit, das lag für sie noch immer in weiter Ferne. In der That erfolgte eine wirkliche Entscheidung erst 1315, durch die Schlacht am Morgarten. Für die langen Jahre des Kampfes, welche schließlich zu diesem Siege führten, bildet daher der Bund von 1291 nur den Ausgangspunkt. Seine bleibende Bedeutung aber liegt wesentlich darin, daß er nicht auf eine beschränkte Zahl von Jahren geschlossen wurde, sondern auf ewig. Indem die Boten der drei Waldstädte am 1. August jenes Jahres diesen Bundesbrief besiegelten, legten sie mit umsichtiger, aber sicherer Hand den festen Grundstein zum Baue der schweizerischen Eidgenossenschaft.

XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400.
XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
XL. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
XLII. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
XLVI. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in zwangloser Reihenfolge.

XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.
XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Theil.
L. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahr 1798.
LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik. 1798—1803.
LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit. 1803—1815.
LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.
LVIII. 1880. (Burckhardt, Dr. Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil.
LIX. 1881. (Burckhardt, Dr. Albert.) Dasselbe. Zweiter Theil.
LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jacob an der Birs.
LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oestreich. 1445—1449.
LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
LXIV. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
LXV. 1887. (Burckhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
LXVIII. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen in **C. Detloff**'s Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40.